Wag. Leg.
28.
Ldw
859
00608

C. J. Wagenseil.
Kempten. 1806.

Litteratur der Zauberey u. Hexerey.

Der erste, der gegen den Glauben an Zauberer u. Hexen schrieb, war Franz Ponzinibius, D. der Rechte zu Piacenza. Es ist der Tractat: „De lamiis,“ der auch in dem seit 1515 oft aufgelegten Tract. tractatuum T. 11, p. 2 abgedruckt ist. — Erasmus zeigte, daß Betrug u. Täuschung sey, in dem launigen Dialog: „Exorcismus, sive Spectrum“ (in Colloq.) Der Tübinger Theolog Erhard Schnepf in seinen Predigten u. Melanchthon in s. Schrift „de anima“ wünschten den Hexenrichtern grössere Behutsamkeit bey den Processen. — Hans Sachs im Schwank: „das Unholden bannen“ erklärt Hexerey u. Geisterbeschwörung für „glauben Dunst u. Phantasey.“ Hieronymus Cardanus de rerum varietate l. 15 c. 80 wollte die Hexen für Melancholische angesehen wissen u. leitete ihren körperl. u. geistigen Zustand hauptsächlich von kümmerlicher Nahrung u. Lebensweise her. — Der Arzt Johann Weier zu Cleve de praestigiis daemonum pp 1577 war gleicher Meynung. Michael v. Montagne in seinen Essais (1580) l. 3. c. 11 äusserte sich auf eine seiner würdige Art. Der Frankfurter Syndicus Johann Fichard in seinen Cons. T. II cons. 3 nennt es: „lauter Traumgespinst, Trügerey, unglaubl. u. unmögliche Ding.“ Reinold Scot: Discovery of witch-craft (1584) schlug den ganzen Hexenglauben gründlich nieder. Sein Buch wurde verbrannt. ~~Abrah.~~ Abraham Palingh ein Holländer, in „'t Afgerukte Momaangesicht“ 75 Jahre nach Scot, nennt die Hexenrichter geradezu „Mörder.“ Der nördlingische Superintendent Wilh. Friedr. Lutz hatte in seinen Predigten wider die 1590 angef. dort entstandenen Hexenprocesse kräftige Worte gesprochen u. der tübingische Theolog Theodor Thum

im Tractat de Sagarum impietate, nocendi imbecillitate et poenae gravitate sich mit einer damals ungewöhnlichen Freimüthigkeit geäußert. Der Jesuit Friedrich Spee trat noch stärker auf, zur Zeit als in Bamberg u. Würzburg viele wegen Zauberey angeklagte hingerichtet wurden. Sein Buch heißt: Cautio criminalis, s: de processibus contra Sagas 1631. u. machte großen Eindruck.

Nach diesen u. noch mehrern traten endlich Balthasar Bekker u. 1701. Thomasius *) auf, von welcher Zeit an die Scheiterhaufen für die Hexen in Deutschland größtentheils erloschen. Nur Würzburg machte sich noch im 18ten Jahrhundert des Verbrennens einer Hexe zu verbringen u. der Canton Glarus die Anna Goldin zu enthaupten schuldig.

Allg. Reichsanzeiger 1815 N. 88.

---

*) De crimine Magiae, welche Schrift er noch mehrern diesen Gegenstand betreffenden folgen ließ.

Von mehrern, die sich schon früher gegen die blutigen Hexen=Processe ausgelassen haben D. Meiners histor. Vergleichung des Mittelalters mit unserer Zeit III 398 ff.

Dietrich Tiedemann Disp. de quaestione quae fuerit Artium magicarum origo? Quomodo illae a populis Asiae ad Graecos et Romanos et ab his ad ceteras gentes sint propagatae? Marburg 1788.
(Jen. allg. Lit. Ztg 1788 Aug. N. 206 a.)

Beytrag
zur
Volks-Bibliothek.

von
E. J. Wagenseil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Nützlich seyn, ist die wahre Ehre des Weltbürgers, und nützlich gewesen seyn der größte Ruhm, den er hinterlassen kann.

Resewitz.

Kempten,
in der Dannheimer'schen Buchhandlung
1806.

Vorbericht.

Jeder Schritt, welcher gethan wird, den Aberglauben zu zerstören, ist wahres Verdienst um die Menschheit. Wer einen Weg betritt, auf die Denkungsart des Volks zu wirken, und an Verbesserung derselben zu arbeiten, thut gewiß mehr, und stiftet größern Nutzen, als der, welcher das gelehrteste Werk zu Stande gebracht hat. Zwar haben es viele würdige Männer unternommen, auf diesem Weg bleibend Gutes zu wirken, aber immer ist doch der Aberglaube da nicht ausgetrieben, wo man ihn austreiben wollte. Die vorzüglichsten Schriften, aus

denen der gemeine Mann lernen könnte, sind theils zu voluminös und zu theuer, als daß sie in seine Hände kommen könnten, theils werden Kaiser Oktavianus, der edle Finkenritter, die schöne Magelone und dergleichen, noch immer eher seinen Beyfall erhalten.

Mancherley Nachdenken über die verschiedenen Wege, wie man dem Volk seine schlechte Lektüre nach und nach nehmen und eine bessere, nützlichere unter dasselbe verpflanzen könnte, hat mich bestimmt, diesen „Beytrag zur Volks-Bibliothek" zu schreiben. Jeder Band desselben muß aus mehreren Abtheilungen bestehen; jede derselben einen besondern, dem Volk auffallenden Titel haben, jede als ein eigenes für sich bestehendes Büchlein von wenigen Bogen auf geringes Papier besonders gedruckt und von Buchbindern, Trödlern und andern Leuten, wo der gemeine Mann seine Geistesnahrung zu holen pflegt, geheftet verkauft werden, und zwar in möglichst niedrigem Preise. Für solche, welche den größern Aufwand nicht scheuen, ist hingegen diejenige Auflage, in der alle Abtheilungen zusammen gedruckt

sind. So und nicht anders, glaub' ich, ist bessere Lektüre unter das Volk zu bringen.

Dieser Band enthält 1) das neue Kunstbüchlein, 2) das Wunderbüchlein und 3) das Büchlein von den Hausmitteln. Bey Verfertigung desselben hab ich mich unterschiedlicher, theils älterer, theils neuerer Werke bedient, unter denen ich Hallens natürliche Magie, Wieglebs Zauberlexikon, das Grab des Aberglaubens, Funks natürliche Magie, die Berlinische Monatsschrift, Wallbergs Sammlung natürlicher Zauberkünste und das Journal von und für Deutschland vorzüglich nenne. Ich nahm beständig darauf Rücksicht, theils in dem Kunstbüchlein diejenigen Stücke aufzunehmen, die keinen grosen Vorrath von Maschinen, oder andern Aufwand erfodern und am leichtesten nachgemacht werden können, theils im Wunderbüchlein denjenigen Aberglauben hauptsächlich anzugreifen, von dem ich bemerkt habe, daß er noch am meisten unter dem Volke herrsche. Rücksicht auf Erhaltung der Gesundheit

des Bürgers und Landmanns und seine ökonomische Verbesserung zu nehmen, bewog mich die Erfahrung, wie vielfältig hier immer noch Fehler begangen werden und daß man nicht genug arbeiten kann, dem gemeinen Mann hierüber Anleitung zu geben. Meine Schreibart, hoff ich, ist so deutlich, daß mich jeder, der nur den Kalender und einige gewöhnliche Volksbücher gelesen hat, ohne Mühe verstehen wird.

Sollte dies Werk fortgesetzt werden, so bin ich Willens, von Hexengeschichten und Hexenprocessen, Gespenstern, Schatzgräbern, Taschenspielern, Goldmachern, Wunderdoktoren, Planetenlesern, Sektenstiftern und anderm Geschmeiß zu handeln, von dem es — leider — zur Schande des gesunden Menschenverstandes in unserm Deutschland zu wimmeln beginnt. In der Folge ist meine Absicht, Hand an die Umarbeitung gangbarer Volksbücher zu legen.

Lieder wirken ungemein vieles auf das Volk. Auch diesen ist eine Stelle in dieser Volks-Bibliothek bereitet. Ich habe es aus

der Erfahrung, wie leicht schlechte Gesänge zu verbannen sind, so bald man bessere, mit leichten gefälligen Melodien hat und bin daher gar nicht der Meynung derer, die Operetten vom deutschen Theater verdrungen wissen wollen, denn wenn sie nichts wirken, als dieses, daß sie guten Gesang unter das Volk bringen — und das thun sie — so ist durch sie immer genug gewonnen worden.

Ich darf hoffen, mir durch diese Volks-Bibliothek einiges Verdienst um die Menschheit zu erwerben, denn jeder gutdenkende Mann wird gerne folgende Aeusserung des würdigen Herrn Prediger Zöllner unterschreiben, mit welcher ich auch diesen Vorbericht schliessen will: „Jeder gesunde Begriff, der unter das Volk ausge„säet wird, faßt allmählig Wurzel und nimmt, in„dem er aufkeimt, den Nahrungssaft für sich, der „so lange dem Unkraut zufloß und kann dieses „nicht mehr da ausgerottet werden, wo es schon „im verjährten Besitz ist; so läßt sich doch „hoffen, daß es nicht weiter um sich greifen „und den erst urbar gemachten Boden ebenfalls „verwildern werde.“

Gott gebe, daß mein Buch etwas zur Zerstörung des Aberglaubens und zur Verbreitung einer aufgeklärten Denkungsart unter dem Volke beytrage.

Kempten im May 1806.

Wagenseil.

Das neue
Kunstbüchlein,

woraus

man allerley Verwandlungen, Festmachen, Geister-citiren, Wahrsagen, leuchtende Schriften machen, vielerley Kartenkünste und andere kuriöse Dinge ohne sonderliche Mühe erlernen kann.

Kunstliebenden Gemüthern zu Nutz und Freude mitgetheilt

Von Zauberey und Aberglauben überhaupt.

Die Zauberkunst — wenn man anders das eine Kunst nennen darf, was auf einem leeren Nichts beruht, — stammt aus dem ältesten Heidenthum her. Damals weissagte man aus dem Stand der Planeten bey der Geburt eines Menschen die künftigen Schicksale desselben. Aus den Eingeweiden der Opferthiere wollte man den Willen der Götter errathen. Andere weissagten aus dem Donner, aus Mißgeburten, Anzeichen und dem Fluge der Vögel. Die alten Deutschen bedienten sich zum Wahrsagen weisser Pferde, die sonst zu keinem andern Gebrauche waren. Einige beschauten die Leichen der Todten, andere beschworen die Schatten der Abgeschiedenen, man las die Erscheinung zukünftiger Dinge im Feuer, in Luftbegebenheiten, wie z. B. der Aberglaube noch heut zu Tag in dem schönen Kometen den Vorboten eines Kriegs sieht. Aus dem Wasser, den Rissen, welche die Erdbeben machten, den Falten der Hände, den Gesichtszügen und andern Dingen, wollte man immer die Zukunft enthüllen. Der Vorwitz der Men-

schen, weiter sehen zu wollen, als die gütige Vorsicht ihnen zu sehen erlaubte, hat diese Künste geboren, das heißt, es fanden sich Betrüger, die sich diesen Vorwitz und die Leichtgläubigkeit anderer zu Nutze machten, um auf eine ganz leichte Art Geld zu verdienen.

Nach dem Untergang ihres Reichs legten sich die Juden stark auf die ehemals in Aegypten erlernte Zauberkunst. Sie wurde auch unter den Christen bekannt, zwar bey Lebensstrafe verboten, aber darum nur desto stärker getrieben und man weissagte nun aus der Bibel. Hatte der Teufel in der Einbildung der Menschen — ehemals im Juden und Heidenthum geherrscht; so herrschte er nun in der Christenheit. Die Geistlichen erfanden das Weihwasser, die Reliquien der Heiligen, Amulete, Lukaszettel, Hexenrauch, Teufelsgeißeln, das Lamm Gottes auf Wachs und andere dergleichen Erwerbungsmittel, täuschten die fromme Einfalt, verschafften sich Anhang und gewannen Geld.

Die heilige Schrift lehrt uns davon keine Sylbe, daß der Teufel in der Welt Gottes so viel dummen Spuck treiben könne. Die abergläubischen Juden hielten Wahnwitzige, von Krämpfen geplagte und andere elende Menschen für Besessene und von ihnen kamen sie zu uns, damit die Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner — den berühmten Pater Gaßner nicht zu vergessen — etwas zu thun ha-

ben möchten. Unter allen Völkern der Erde waren es die Priester, welche diesen und andern Aberglauben ausbreiteten und sich anmaßten, Gewalt über den Teufel und alle bösen Geister zu haben, damit das Volk sie fein für mehr halten möchte, als sie sind. Die Furcht vor den Geistern brachte den großen Haufen zur Verehrung der Pfaffen, unter deren Schutz man sich sicher glaubte und daher kam der Einfluß, den sie hatten, und leider noch haben.

Als man anfieng die Naturlehre besser zu studieren, da erwachten uneigennützige Männer, Christian Thomasius, Balthasar Becker und andere mehr, welche die groben und feinen Betrügereyen der sogenannten Zauberer öffentlich lächerlich machten. Man zeigte jedem, der es sehen wollte, wie leicht man das auf die natürlichste Weise bewirken könne, was dem Unwissenden, der nichts erklären kann, Zauberey scheint.

Wer waren denn die Menschen, welche sich rühmten, die Zauberkunst zu verstehen? — In ältern Zeiten waren es die ägyptischen Hof-Taschenspieler, Gauckler und Lustigmächer. Ihre Formeln, die Geister zu citiren, waren verstümmelte hebräische Worte, ohne Bedeutung, läppische Aufrufungen und Beschwörungen. Sie stellten die Zuschauer in einen Zauberzirkel, verboten ihnen, bey Lebensgefahr, nicht herauszugehen, damit sie den zu spielen-

den Betrug nicht in der Nähe merken möchten. Zauberspiegel, Räucherungen, Maschinen u. s. w. mußten alles bewirken. Und wer sind die Zauberer und Teufelsbeschwörer der neuern Zeiten? — Schmutzige, unwissende Bettelmönche und Leute, welche zu faul sind, auf eine rechtschaffene Art ihren Unterhalt zu verdienen.

Wer die Natur nicht kennt, der ist allem Aberglauben offen, denn der Unwissende sieht alles, was er nicht erklären kann, für Zauberey an. Der Leser wird in dem nachfolgenden Kunstbüchlein Dinge finden, die er unstreitig auch dafür halten würde, wenn man sie ihm nicht erklärte; aber jetzt, da er es weiß, wird es ihm ganz natürlich vorkommen, und so ists mit all diesen Künsten.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatte der Glaube an Hexerey und Zauberey seine höchste Höhe erreicht, denn durch die Zauberbulle Papst Innocentius VIII. vom Jahr 1484 wurde die fleischliche Vermischung beyder Geschlechter mit dem Teufel, die Bezauberung der Menschen und des Viehes, das Unvermögendmachen zum Kinderzeugen, das Zurückhalten der Geburt, das Vergiften der Saaten und Früchte u. s. w. verboten. Auf diese Verordnungen folgten unzählige Hinrichtungen. Zu Genf verbrannte man im Jahr 1515 innerhalb dreyer Monate fünfhundert Menschen; man beschuldigte

fünfzehn Päpste, daß sie Zauberer wären. Fast in jedem Lande kamen jährlich einige hunderte durchs Feuer um. Man trug Amulete und Talismane gegen Bezauberungen bey sich, gab Nadeln und Lumpen durch den Mund von sich und redete aus dem Bauch. Es lebten einige tausend Menschen blos von dem Gehalt, den sie als Hexenrichter und Aufsucher der der Hexerey und Zauberey verdächtigen Personen von der Obrigkeit bekamen. Man legte sich auf die Sterndeuterey und andere geheime Künste. Durch Mittel, die Italien erfand, vergiftete man Menschen und Vieh, die Geistlichen beschworen den Teufel. Nur im Trierischen wurden in wenigen Jahren sechstausend fünfhundert Manns- und Weibspersonen durch den Aberglauben von der Inquisition verbrannt und Lothringen sah in einer Zeit von fünfzehn Jahren neunhundert Personen durch die Flammen sterben.

So schreckliche Folgen hat der Aberglaube gehabt, der aus dem Heidenthum zu uns Christen gekommen ist, und wenn er heut zu Tag nicht die nämlichen Folgen mehr hat, so hat er doch andere, von denen ich nun auch ein Wort sagen muß.

Er schadet erstlich der Gesundheit des Menschen, denn eine kindische Angst und Furcht richtet vielerley Unordnungen im Körper an. Doppelt geschieht dies bey Kranken, die, wenn sie die Glocken zusammen schlagen,

oder einen Hund heulen hören und abergläubisch sind, es leicht mit dem Leben bezahlen können. Der Gebrauch einer Aderlässe, einer sonst sehr wirksamen Arzney, kann leicht schädlich werden, wenn es nicht zu rechter Zeit vorgenommen wird, weil der Kranke etwa auf das Zeichen im Kalender sieht, wenn es gut Aderlassen und Purgieren sey. Die nämlichen Folgen kann auch das Vieh treffen. Wenn eine Seuche unter dasselbe kömmt, und man läßt, statt die gehörigen Mittel anzuwenden, Truttenfüße an die Ställe mahlen; so nimmt die Krankheit überhand und das Vieh stirbt.

Der Aberglaube schadet zweytens den Glücksumständen eines Menschen, denn aus Aberglauben unterläßt man manches, was man thun, und thut manches, was man nicht sollte. Ein alter Feldherr, Namens Nicias, ließ die Segel wieder einziehen, da er bereits abzuschiffen im Begriff stund, weil ihn eine Mondsfinsterniß erschreckte und er wurde dafür von den Feinden tüchtig geschlagen. Die Holländer wollten einst bey günstigem Wind mit dem englischen Admiral Monk nicht kämpfen, weil sie — einfältiger Weise — den Tag für unglücklich hielten und verloren für ihren Aberglauben zwanzig Schiffe. — Der Ackersmann wartet zu seiner Aussaat auf ein glückliches Zeichen und eben darum, weil er wartet, mißlingt die Aernte. — Ein Furchtsamer hört bey Nacht in seinem Haus ein Gepolter,

meynt es seyen Gespenster und sieht am Morgen, daß es Diebe gewesen waren, die ihn ausgeplündert hatten.

Drittens: Der Aberglaube bringt oft in Lebensgefahr. Dies habe ich schon oben an dem Beyspiele der Kranken erinnert, es kann aber noch auf andere Art geschehen. So herrscht z. B. unter dem gemeinen Volke im Magdeburgischen der Aberglaube, wenn jemand am Johannistag ins Wasser falle, dürfe ihn niemand, wenn er nicht selbst ersaufen wolle, herausziehen, ehe die Sonne untergegangen sey. *) In Schwaben ist der Peter und Paulstag in diesem schlimmen Verdacht, daß er einen Menschen haben müsse. — Ferner sagt der Aberglaube: „man soll einem Sterbenden das Kopfkissen wegziehen, damit er sanfter sterbe" und bedenkt nicht, daß man eben dadurch seinen Tod beschleunigt und vielleicht schwerer macht. — „Wer einem, der sich selbst erhenkt hat, den Strick abschneidet, wird unehrlich." — Grausam! da man durch das Abschneiden des Stricks den armen Unglücklichen noch retten könnte. Wie viele zu früh Begrabene wären noch beym Leben erhalten worden, wenn nicht der Pöbel das Geräusch in den Gräbern für etwas anders, als das, was es ist, zu halten gewohnt wäre.

*) Ein Beyspiel hievon steht im Journal von und für Deutschland 6. Stück 1787. S. 582.

Endlich, wer dem Aberglauben nachhängt, versündigt sich an Gott, an sich selber und an der menschlichen Gesellschaft. Er läugnet gleichsam die göttliche Vorsehung und stellt sich seinen Schöpfer auf die unwürdigste Weise vor. Er gebraucht seinen Verstand nicht, er ist in manchen Fällen unthätig, schadet sich selbst und andern.

Darum, lieber Bürger und Landmann! hab ich dies Buch hauptsächlich geschrieben, um den Aberglauben unter euch zerstören zu helfen, welches schon verschiedene brave Männer vor mir versucht haben. In dem Kunstbüchlein hab ich euch an vielen Exempeln gezeigt, wie sehr natürlich die vermeinten Hexereyen und Zaubereyen zugehen und wie oft sie nichts, als leerer Betrug, seyen. Dinge, worüber ihr bisher erstaunt seyd, werden euch jetzt gewiß nicht mehr wunderbar, unglaublich und übernatürlich vorkommen, da ihr sie — mit geringem Kostenaufwande — selber nachmachen könnt und gesetzt auch, daß ein oder der andere Versuch mißlänge, so ist darum die Sache doch nicht weniger richtig und es liegt entweder an einem ungeschickten Verfahren, oder an den Materialien, deren ihr euch dazu bedienet, wenn der Erfolg nicht der nämliche ist, den euch das Büchlein versprochen hat. Ungeachtet dessen wird, wie ich hoffe, euer Glaube an Hexerey und Zauberey wankend gemacht werden, wenn ihr seht, daß man alles

so natürlich erklären kann und es bey einer mäßigen Geschicklichkeit nachzumachen ist.

Im Wunderbüchlein werdet ihr wieder manches als falsch und unwahr finden, woran ihr bisher als an ein Evangelium geglaubt habt. Fürchtet euch daher ins künftige nicht mehr vor dem Alp, dem fliegenden und feuerspeyenden Drachen, dem Anmelden der Verstorbenen, den Irrlichtern, Kometen, Gespenstern! glaubt nicht mehr an Amulete, Todtenuhren, Wünschelruthen, Sieblaufen, Kartenschlagen und dergleichen Possen. Auch hier hab ich euch deutlich gezeigt, daß entweder die Dinge überhaupt sehr natürlich sind, oder auf Betrug und Geldschneiderey hinauslaufen. Wenn ich die schrecklichen Folgen überdenke, die der Aberglaube so oft gehabt hat und leider noch täglich haben kann, so dauert ihr mich, daß ihr so lange unter seiner Herrschaft stehen müßt und ich wünsche nichts mehr, als daß euch diese meine Büchlein zu recht großem Nutzen und Frommen gereichen mögen, dann darf ich hoffen, das meinige zur Verminderung des menschlichen Elends auch wirksam beygetragen zu haben.

Diesen beyden Büchlein hab ich noch ein drittes hinzugefügt, und das ist: das Buch von den Hausmitteln. Wenn euch ein Uebelbefinden anwandelt, so habt ihr die unselige Gewohnheit, zu Scharfrichtern, alten Wei-

bern, Hirten und dergleichen Leuten zu laufen, um euch Raths zu erholen und bedenkt nicht, was für einen unersetzlichen Schaden ihr dadurch eurer Gesundheit zufügt und oft euch oder den eurigen das Leben verkürzet. Es ist unmöglich, daß ihr immer, besonders auf dem Land, einen Arzt bey der Hand haben könnt und doch solltet ihr euch selbst nicht versäumen, da aus einer Kleinigkeit oft ein grosser Schaden erwachsen kann, der dann nicht so leicht mehr zu heilen ist.

Nehmt also dies Büchlein in Fällen, die euch, oder euer Vieh treffen, zur Hand, die Mittel sind probat und ihr dürft sicher darauf gehen. Es wird euch aber nicht nur in Krankheiten, sondern auch in manchen andern häuslichen Vorfällen gewiß nicht von geringem Nutzen seyn.

Ich denke übrigens, daß wir auf diesem Wege noch öfter zusammen kommen werden. Indessen gehabt euch wohl und nutzt meine Wahrheiten, die ich euch gelehrt habe, so gut ihr könnt, so wird sich darüber besonders freuen

der Verfasser.

1. Eine rothe Rose in eine weiße oder grüne zu verwandeln.

Wenn man an eine rothe Rose Tabacksrauch bläst, so wird sie grün. Taucht man sie in Salmiakgeist, so geschiebt es ebenfalls. Hält man sie hingegen über ein Kohlbecken, in welchem Schwefel brennt, so wird sie weiß. Setzt man diese weißgewordene Rose mit dem Stengel in ein Wasser, so nimmt sie nach einigen Stunden ihre vorige rothe Farbe wieder an.

2. Milch in Blut zu verwandeln.

Dies kann geschehen, wenn man ein paar Messerspitzen voll Weinsteinsalz in die Milchkanne schüttet. Das Buttermachen und Gerinnen der Milch kann man augenblicklich verhindern, wenn man in das Gefäß, darinn sie kocht, ein Stück feinen Zucker wirft, weil die Säure desselben die Butter- und käsichten Theile untereinander verbindet, die man sonst zu scheiden die Absicht hatte.

3. Einen feuerspeyenden Berg zu machen.

Man mengt reine, unverrostete Eisenfeile unter gleichviel gestoßenen Schwefel, in einem Topf, feuchtet alles mit Wasser an, macht daraus einen feuchten, doch nicht flüßigen Teig, vergräbt das Gefäß drey Fuß tief unter die Erde und bedeckt es von oben mit einem Rasen. In vier und zwanzig Stunden entsteht alsdann

in der vergrabenen Masse eine solche Erhitzung, daß die darüberliegende Erde von der ausgespannten Luft in die Höhe gestossen wird und aus der Rize eine Flamme herausfährt.

4. Alle Farben an den Blumen zu verwandeln.

Man verfertige sich ein wohlgemengtes Pulver von etwas Ambra, zwey Loth Salmiak, ein Loth Weinsteinsalz, ein Loth Potasche, ein Quentchen Lavendelöl, ein Loth ungelöschten Kalk und zwey pulverisirten wilden Kastanien. Dieses wird in ein weisses Glas von ziemlicher Mündung, die man wider das Verriechen mit Kork und geölter Blase wohl verwahren muß, geschüttet. In diesem Glas verwandeln sich die Farben aller hineingehängten Blumen in einem Augenblick, und man erstaunt, eine weisse Blume gelb, eine rothe schwarz, eine violete grün, eine rosenfarbe hellgrün gemacht zu haben.

5. Das Blut des heiligen Januarius nachzumachen.

Das Blut des heiligen Januarius ist ein wesentlicher Theil der Hauptkirche zu Neapel. Man bewahrt es in einer besondern Kapelle, il Tesoro genannt, hinter dem Hauptaltar, in einem Schrank mit Thüren von Silber. Es befindet sich in zwey Phiolen, nebst dem Haupt des Heiligen. Man stellt es jährlich dreymal und ausser dem zur Zeit der Pest und des Hungers dem Volk aus. Man setzt alsdann die Phiole zwischen viele Lichter und der Priester, welcher es dem heiligen Todtenkopf nähert, ruft: il miraculo e fatto: „Nun ist das Wunder „geschehen!“ Es soll von guter Vorbedeu-

tung seyn, wenn es fließend ist, hingegen schlimmer, wenn es stockt.

Hier ist das Recept dazu. Man lasse in drey Quentchen Terpentinöl ein Quentchen Wallrath, auf gelinder Wärme, in einem Glas zerfliessen und schütte etwas fein gestossenen Alaun dazu, bis es von diesem Wurzelpulver eine blutrothe Farbe angenommen hat. Man gießt das Klare von der Auflösung in eine dünne Phiole, (oder Glas ab) die man wohl verstopft. Die Masse gerinnt bey einer gelinden Kälte in eine rothe Substanz, die einem geronnenen Blut ähnlich ist, und von einer gelinden Wärme, die man anbringt, z. E. zwischen vielen Lichtern, flüßig wird; ohne daß man eben nöthig hätte, die Lichter in einen Todtenkopf zu stecken.

6. Ein Ey in eine Bouteille zu bringen.

Man legt das Ey etliche Tage in einen scharfen Weinessig, bis derselbe die Eyschale zu einem schaumigen Schleim aufgelößt hat. Hierauf rollt man es der Länge nach, damit man es durch den Hals der Bouteille hindurch pressen kann. Nun gießt man kaltes Wasser in das Glas und dadurch wird das Ey wieder rund und fest.

7. Die leuchtende Schrift.

Man zeichnet Schriften, Gesichter u. s. w. mit Phosphorus auf schwarz Papier und trägt es sogleich ins Dunkel. Hier erscheint das gemalte Licht, welches verschwindet, wenn man auf die Züge bläßt, wieder kommt, und zuletzt durch ein geringes Reiben mit der Hand erwecket werden kann, indessen daß die leuchtenden Entwürfe einen zarten Rauch von sich geben.

Bey kaltem oder feuchtem Wetter leuchtet es länger, als bey warmem.

8. Ein ganzes Zimmer ohne Schaden zu entflammen.

Man löse kleine Stückchen Kampfer in gutem Branntwein auf. Diesen läßt man bey verschlossenen Thüren und Fenstern in einem Gefäß auf Kohlen, die nicht flammen, abrauchen und das Zimmer mit einem unsichtbaren Nebel erfüllen. Tritt nun jemand mit einem brennenden Licht in der Hand in das Zimmer herein, so geräth die ganze Luft desselben auf einen Augenblick in Flammen.

9. Wie man Geister citiren und Todte heraufrufen kann.

Es ist noch nicht gar lange, daß ein gewißer liederlicher Kaffeeschenk zu Leipzig, Namens Schröpfer, den Leuten weiß machte, er könne Todte citiren, und durch seine Gauckeleyen viele betrog. Er gab sich für einen vollendeten Freymaurer aus und als ein solcher wollte er diese Kunst können. Allein die Freymaurer erkannten ihn nicht, als einen von ihnen, denn sie arbeiten für Licht und Aufklärung und nicht für den Aberglauben, thun Gutes und verachten dergleichen Betrügereyen. Seelen wirklich verstorbener Personen sind wohl niemals erschienen. Von den Frommen sagt uns die Schrift, daß ihr Geist zu Gott komme, der ihn gegeben hat und die Bösen sind auch an einem für sie bestimmten Ort und können auf den Ruf eines Menschen nicht heraufkommen.

Das Citiren der Verstorbenen geht folgendermassen zu. Die Schwarzkünstler nehmen die

Be-

Beschwörung des Geistes gemeiniglich nirgend anders, als in ihrem eigenen Hause vor, das schon gehörig zugerüstet ist. Es geschieht um Mitternacht, wo die Seele dem Schaurichten um so mehr offen steht. Vorher erzählen sie Geistererscheinungen und Beschwörungen, um die Einbildunskraft des Zuschauers ganz damit zu erfüllen. Dann werden in einem finstern Zimmer ein paar Lichter angezündet, Zauberzirkel gezogen, Todtenköpfe und dergleichen umher gestellt, u. s. w. Ein im nächsten Zimmer verborgener Kamerad heult, poltert und lärmt. Alles muß stille schweigen, damit der verborgene (denn auf diesem beruht die Hauptsache) nicht in der Aufmerksamkeit gestört wird. Ich verlange nun z. B. den alten Redner und weisen Cicero zu sehen, so wird nach allerhand vorher gemachten Ceremonien, Degenhieben und dergleichen der Nekromantist dreymal an der Thüre klopfen, wo sein Kamerad verborgen ist, denn C. ist der dritte Buchstaben im Alphabet. Der Verborgene schreibt sich den Buchstaben auf. Hierauf klopft man neunmal, weil J der neunte Buchstabe ist, und so geht es fort, bis ans Ende. Dann geschieht die Beschwörung, und der Verborgene ruft: „Ich „sehe den Cicero.“ Wer den wahren Hergang bey dieser Sache nicht weiß, kann freylich nicht begreifen, wie dem Kerl Cicero — oder wer es auch sey — einfällt, den man doch nur ganz leise von dem Schwarzkünstler zu sehen verlangt hat. Man fodere aber einen andern und gebe genau auf die Schläge Acht, so wird sich die Betrügerey bald aufdecken. — Mittelst magischer Spiegel, *) die im dunkeln Zimmer angebracht

*) Wie diese gemacht werden, wird weiter unten vorkommen.

sind, wird nun eine solche Gespenstergestalt gezeigt, und ich muß eben glauben, daß es derjenige sey, den ich zu sehen verlangt habe. — Dies ist das ganze Kunststück, Verstorbene zu citiren; wer nun Lust hat, kann gleich selbst die Probe machen.

Der Müßiggang ist meistentheils die Quelle solcher abergläubischen Greuel, denn wenn Tagdiebe und Taugenichtse sich nicht anders zu nähren wissen, oder nicht arbeiten mögen, so gerathen sie auf solche Abwege und werden Betrüger. Gemeiniglich aber nimmt es mit ihnen ein schlechtes Ende. Eben der Johannes Schröpfer, von dem ich oben gesagt habe, hat sich, nachdem seine Betrügereyen entdeckt waren, am achten Oktober 1774. im Rosenthal vor Leipzig selbst erschossen, nachdem er vor seinen Gläubigern sich nicht mehr anders zu retten wußte.

Es ist aber dies nicht die einzige Art, Geistererscheinungen zuwege zu bringen, sondern es giebt noch mehrere. Die gröbste Art ist diejenige, wo man Verlarvungen und Verkleidungen vornimmt und also den Zuschauern Furcht einzujagen sucht. Z. E. man macht Bären, Löwen und dergleichen, dies sind nichts anders als Menschen, die in Thierhäute eingenäht worden sind.

Die zweyte Art geschieht durch Schatten an der Wand, welches folgendermassen zugeht. Man erleuchtet eine weisse, papierne, oder von holländischer Leinwand aufgespannte Wand mit einem einzigen Licht. Dieses Licht aber besteht wenigstens aus zwölf Kerzen, die in ein blechernes Gefäß hart aneinander gesetzt sind. Man stellt dies helle Licht, welches nur einen einzigen

Schatten wirft, zwey bis drey Ellen hinter die Wand, zwischen welcher und dem Lichte alle diejenigen Körper, sie seyen lebendige oder leblose, deren Schatten man an der Wand vorstellen will, gestellt werden. Die Höhe des Lichtes über dem Erdboden muß desto geringer seyn, je grösser die Schatten vorgestellt werden sollen und je näher die Körper bey der Wand sind, desto deutlicher fallen sie aus. Ist die Wand zu breit, z. E. über fünf Ellen, so muß der Platz hinter derselben durch einen oder etliche nach der weissen Wand senkrecht stehende Schirme oder spanische Wände abgetheilt werden. Dieser Schirm muß nicht ganz, aber doch so nahe an die weisse Wand kommen, daß die Körper in der einen Abtheilung, welche Schatten werfen sollen, von dem Licht der zweyten Abtheilung nicht können beschienen werden, weil sonst ein Körper doppelten Schatten von sich geben würde.

Die dritte Art, vermittelst des Rauchs, ist diese: Der angebliche Geisterbeschwörer führt die neugierige Gesellschaft in ein Zimmer, dessen Boden mit schwarzem Tuch belegt ist und in welchem ein schwarz angestrichener Altar mit zwey Lichtern und ein Todtenkopf oder eine Aschenurne steht. Der Beschwörer macht im Sande um den Tisch oder Altar einen Kreis, und bittet die Zuschauer, diesen Kreis nicht zu überschreiten. Er fängt seine Beschwörung an und räuchert Mastix für gute, und stinkende Sachen für böse Geister. Mit einemmal verlöschen die brennenden Lichter mit einem starken Knall, es entsteht ein Gepolter und in diesem Augenblick erscheint der vorgeladene Geist über dem Altar in der Luft schwebend und über dem Todtenkopf so, daß er sich eine unaufhörliche Bewegung giebt, und im Begrif scheint, zu

verschwinden. Um den Geist zum Stillstehen zu bringen, haut der Magus mit dem Degen etlichemal durch den Geist, welcher ein gräßliches Geheul von sich giebt. Kurz darauf öfnet der Geist, der aus dem Todtenkopf in einer lichten Wolke heraufzusteigen scheint, den Mund. Die Zuschauer sehen dies und vernehmen die Worte desselben in einem rauhen und fürchterlichen Ton, wenn ihm der Magus erst einige Fragen vorgelegt hat. Während der ganzen Ceremonie, wobey die Gesellschaft das tiefste Stillschweigen beobachten muß, fahren beständig Blitze durch das Zimmer und man vernimmt das Rauschen von Regen und Hagel. Kurz darauf brennen die Lichter von selbst wieder an, indem der Geist verschwindet und sein Abschied erschüttert die Körper aller Anwesenden.

Wer so etwas nie gesehen hat, oder nicht weiß, was für geheime Anstalten zu dieser Geistererscheinung gemacht werden, den kann es allerdings ein wenig in Verlegenheit setzen. Wer aber die Dinge näher kennt, dem wird es bald klar seyn, daß dabey gar nichts übernatürliches vorgeht. Es muß nämlich folgendes beobachtet werden. Man bedient sich eines Kasten mit vier Seiten von Holz oder Pappe, der etwa vier Schuh hoch und sieben bis acht Zoll im Umkreis ins Gevierte haben muß. Oben ist er ein wenig enger, so daß er eine Oefnung macht, die sechs Zoll lang und einen halben Zoll breit ist. Unten an diesem Kasten befindet sich eine Thüre, die genau schliessen muß, um eine Kohlpfanne hinein zu setzen, auf welche man ein wohlriechendes oder stinkendes Rauchpulver vor der Erscheinung des Gespenstes streut, dessen Rauch sich wie eine Wolke ausbreitet, wenn er durch die obere Oefnung des Kasten herauf steigt.

Auf diesen wolkigen Rauch richtet man das aus der Zauberlaterne strahlende Licht, das man durch den Auszug einer beweglichen Röhre in einen engen Raum zu bringen sucht. Man kann damit die gewöhnlichen Bilder einer Zauberlaterne, ohngeachtet der Rauch sich in eins hinauf bewegt, in denselben fallen lassen und dessen farbige Bilder mit den Händen greifen, wenn man die gedachte Röhre lang auszieht und dadurch die Ausbreitung des Lichtkegels einschränkt, um dem Rauchbild mehr Lebhaftigkeit zu geben.

So eine Zauberlaterne ist überall zu bekommen. Diese verbirgt man in den oben erwähnten Kasten, setzt vor die Röhre derselben einen schiefstehenden Spiegel, der beweglich seyn muß, um den Lichtkegel der Laterne vermittelst des Spiegels so zu leiten, daß er eben so schief in die freye Luft hinausgeworfen werden kann.

Gerade über dem Rauchfang der Laterne hat der Kasten einige schiefe Löcher, um den Rauch der Lampe abzuführen, ohne ihn sichtbar zu machen, und in eben diesen Ort senket man auch eine vierseitige Pfanne von Blech ein, worinn Sägspähne glimmen, oder kleine Kohlen liegen, über die man das Räucherwerk ausstreut.

An der Zauberlaterne ist ein Glas, das man nach Belieben auf und abwärts ziehen kann. Auf diese klare Glasscheibe mahlt man mit durchsichtigen Farben, oder auch nur durch schwarze Umrisse den Geist in einer beliebigen Figur. Den übrigen Grund der Zeichnung streicht man schwarz an, oder verfinstert ihn mit einem Wolkengrunde. Der Zeichner muß aber das Bild zu verzerren wissen, weil der Lichtkegel schief in den wallenden Rauch hinaufsteigen muß, und der Geist im Rauch viel länger erscheint, als er

wirklich gemahlt ist. Gesetzt daß die wenigsten meiner Leser im Stande sind, diese Erscheinung hervorzubringen, denn es gehört sehr viel Accuratesse dazu, wenn sie täuschend ausfallen soll, so ist mir übrigens schon genug, ihnen gezeigt zu haben, daß es bey den Geistercitationen sehr natürlich zugeht und das ganze Ding nicht mehr und nicht weniger, als ein künstlicher Betrug der Sinne ist.

Die Lichter löschen von sich selbst aus, wenn man ein paar Knallkügelchen darein steckt, die bekanntlich immer von Welschen herumgetragen werden und für weniges Geld zu haben sind. Anzünden kann man sie plötzlich, durch den Schlag von einer Elektrisirmaschine. Wie Blitz, Donner, Regen, Sturm und anders zu machen sey, auch wie der Geist aus dem Todtenkopf antworten könne, nämlich durch eine verborgene Blechröhre, das kömmt alles klar und deutlich in diesem Büchlein vor. Noch will ich aber einige Vorsichtsmaßregeln anführen, damit man von den sogenannten Geisterbeschwörern nicht so leicht kann betrogen werden.

Manche verlangen, um das Werk recht feyerlich zu machen, daß man vor der Erscheinung des Geistes sieben Tage lang sich kasteyen und vorbereiten, am letzten Tag aber gänzlich fasten solle.

Es kann dazu dienen, daß der Magus erst seine Leute kennen lernt, mit denen er zu thun hat, z. E. ob sie leicht oder schwerglaubig, neugierig, furchtsam sind u. s. w. Das Fasten am letzten Tag aber hat seine ganz gute Absicht. Der Zuschauer kann sich keinen Rausch antrinken, der ihm Muth macht und durch das Fasten wird er kleinmüthig und geneigter, alles Wunderbare bereitwillig anzunehmen.

Gemeiniglich muß die größte Stille bey der Geisterbeschwörung von den Zuschauern beobachtet werden. Daß man sich unter Androhung der fürchterlichsten Folgen gänzlich ruhig zu verhalten befehligt wird, geschieht blos darum, damit es keinem herzhaften Manne in der Gesellschaft, der etwa Betrug wittert, einfallen soll, näher dem Geist entgegen zu gehen, und sein Wesen zu untersuchen. Diese letzte Foderung wird nicht allzeit gemacht, wenn nämlich der Magus seine Leute zuverläßig kennt, so hat er das nicht nöthig.

Die Kreise, die gemacht werden, das Beschwörungsbuch, mit allerley willkührlichen wunderbaren Charaktern, die Lichter, das bey einigen gebräuchliche lange und öftere Gebet, die Verzerrungen des Gesichts und dergleichen, sind lauter bekannte Kunstgriffe, Entsetzen und Schrecken zu erregen. Muß man auch alles Metall von sich legen, so ist das eine weise Vorsicht des Geisterbeschwörers, den Zuschauer ganz zu entwaffnen und sich wegen jeder möglichen Gefahr sicher zu stellen.

Kommen etwa noch andere Dinge bey diesen Geistererscheinungen vor, die ich nicht angeführt habe und unmöglich alle anführen kann, so darf man mit Gewißheit darauf rechnen, daß es eitel Dunst und Betrug sey, welches eine unbefangene Untersuchung gar leicht entdecken kann.

10. Das Galgenmännlein zu verfertigen.

Marktschreyer und Taschenspieler bereden abergläubische Leute, daß die sogenannten Galgenmännlein unter den Hochgerichten ausgegraben und aus dem Saamen, der von den Erhenkten herunter falle, erzeugt werden. Das ist aber

nicht wahr. Man schnitzt in eine Mandragorawurzel, oder in die Wurzel vom Schilfrohr, des Hundskürbis und dergleichen eine Menschengestalt, und damit sie auch Haare bekomme, so stecken sie ein Gerstenkorn, oder einen andern Saamen hinein, welches hernach auswächst, so, daß die kleinen Zäserlein Haare vorstellen. Hernach verkaufen sie ein solches Bildchen, dem sie ein weisses Hemd angezogen und den Leib mit einem Gürtel umgeben haben, und die abergläubische Menge hoft durch so ein elendes Ding Reichthümer und andere Glückseligkeiten zu erlangen.

11. Ein Band zu zerreissen und wieder zusammen zu blasen.

Hiezu gehören zwey Bänder, die aber einander vollkommen ähnlich seyn müssen. Eins hält man zwischen dem Daumen und Zeigefinger heimlich und verborgen. Das Band aber, welches zerrissen oder zerschnitten werden soll, zieht man mehrmals unter dem verborgenen hervor, bis es ganz zerstückelt ist. Hierauf blast man daran, daß es zerstäubt, unterdessen, um dem Spaß einen Schein zu geben, spricht man etliche barbarische und nichtsbedeutende Worte und zieht schnell das ganze Band hervor.

12. Redende Figuren zu machen.

Figuren zu verfertigen, wovon die eine dasjenige wieder sagt, was man der andern ganz leise ins Ohr geredet hat, geht man folgendermassen zu Werke. Man nimmt zwey Brustbilder von Pappe oder Gyps, die auf so hohe Fußgestelle gesetzt werden müssen, daß sie einer Per-

son von gewöhnlicher Mannsgrösse gleich kommen. Diese setzt man in einem Zimmer an zwey Oerter, die von einander so weit entfernt seyn können, als man will. Bey dem Ohr der einen Figur fängt nun eine Röhre von weissem Blech, die einen Zoll im Durchschnitt hat, an, geht durch das Fußgestell hinab, lauft hernach unter dem Boden fort und geht durch das Fußgestell der andern Person wieder herauf, bis zur Oefnung des Mundes derselben. Die Oefnung der Röhre an dem Ohr des ersten Kopfs muß aber viel grösser seyn, als die an dem Munde des andern Kopfs und alles wird so eingerichtet, daß man von den Röhren nichts sehen kann. Wenn nun eine Person dem ersten Kopf etwas ins Ohr sagt, so wird die in der Röhre befindliche Luft also in Bewegung gesetzt, daß derjenige, welcher sein Ohr an den Mund des andern Kopfs hält, die Worte eben so gut hören wird, als wenn sie ihm der andere unmittelbar vorgesagt hätte. Alle andere Personen aber, die sich im Zimmer befinden, werden nichts davon hören. Wenn man zwey dergleichen Communicationsröhren gegeneinander laufen läßt, so kann man bald der einen, bald der andern Figur in das Ohr reden, wodurch dann die Belustigung noch angenehmer wird.

13. Einen Apfel zu zerschneiden daß die Schale ganz bleibt.

Man nimmt eine subtile Nadel mit einem zähen oder gedoppelten Faden, und näht damit auf einer Seite des Apfels in einem Zirkel unter der Schelfe herum, also, daß man jederzeit mit der Nadel zu demjenigen Löchlein wieder hinein sticht, woraus ein Theil des Fadens ge-

zogen worden ist. Daher darf man niemals allzulange Stiche machen, wenn die Nadel gerade, der Apfel aber rund ist. Man muß bey diesem Nähen immer so nah als möglich unter der Schelfe bleiben, aber auch dieselbe nicht verletzen und Acht haben, daß nicht die Stiche durch die Schale scheinbar und merklich werden. Ist man auf einer Seite rund herum gekommen, so fasse man beyde Ende des Fadens zusammen und ziehe ihn aus dem Apfel wieder heraus. Auf gleiche Art verfahre man z. E. noch auf drey andern Seiten des Apfels, welche die vorige Näthe durchkreuzen, wenn man nämlich den Apfel in mehrere Stücke zertheilen will. Dabey aber muß man sich hüten, daß man nicht dem Butzen des Apfels zu nahe komme, damit der Faden im Herauszziehen nicht daran hängen bleibe und zerrissen werde. Wenn man nun solche Aepfel jemand vorsetzt, so werden sie nach dem Schälen in viele Stücke zerfallen.

Eben dieses kann man auch mit einem steifen Eisendrath verrichten, wenn man damit einander durchkreuzende Durchschnitte durch den Apfel macht, indem man kreuzweise und also zweymal den Apfel von einem Ende zum andern mit Drath durchbohrt. Man bemerke bey dieser verborgenen Durchschneidungsart, daß es eben nicht undienlich sey, zu rathen, man soll nicht von jedermann Obst essen. Man hat Beyspiele, daß das Obst auf eben diese Art durch einen vergifteten Faden jemanden zum Verderben zugerichtet worden ist, ohne daß man es bemerken konnte. Es gehört, wie man sieht, hiezu gar keine Hexerey oder Zauberey, sondern nur das boshafte Herz eines Menschen.

14. Ein mit Kohlen auf den Tisch gezeichnetes Kreuz, das man wieder ausgelöscht hat, auf der Hand erscheinen lassen.

Man zeichnet ein Kreuz — oder was für eine Figur man will, mit Kohlen auf den Tisch und verspricht, daß man es auslöschen und auf der Hand wieder wolle erscheinen lassen. Um aber dieses bewerkstelligen zu können, holt man Asche aus der Küche und zeichnet heimlich die nämliche Figur, die man auf den Tisch gemacht hat, mit der Spitze eines Unschlittlichtes auf die verkehrte Hand, streut die Asche auf die daselbst gezeichnete Figur, reibt sie wohl hin und wieder, bis das Kreuz, oder die verlangte Figur erscheint, und bläßt die Asche weg, so ist das Kunststück fertig.

15. Ein Kreuz von Stroh auf dem Tisch sich selbst bewegen zu lassen.

Nimm die Fäserchen von Haber oder Gerste, worauf sie wächst, drehe sie unten wie einen dünnen Drath und oben gleich einem Pferdehaar. Hernach stich mit einem spitzigen Pfriemen ein Loch in den Tisch oder Teller, stecke das Fäserchen bey dem gedrehten Theil in das Löchlein, in dem obern Theil aber, welcher einem Pferdehaar gleich ist, stecke das Kreuzlein, das von Stroh gemacht seyn muß. Dann lasse einen Tropfen Wassers unter oder neben das Löchlein fallen, und gehe davon, so drebt sich das Kreuzlein von freyen Stücken rings um den Tisch oder Teller herum.

16. Eyer zu machen, so groß man will.

Man nimmt etliche Eyer, so viel als man Lust hat, thut aus allen den Dotter heraus

und bringt ihn auf einen Haufen, bindet ihn darauf wie einen runden Ball in einer Blase zusammen, steckt es in ein siedendes Wasser und läßt den Dotter gerinnen. Ferner nimmt man alles Weisse von diesen Eyern, bringt es eben so, wie den Dotter, zusammen in eine Blase, und legt den zerronnenen Dotter mitten darein. Hierauf bindet man es abermals in einen runden Ball fest zusammen und läßt es gleichfalls gerinnen. Wenn dieses geschehen ist, so bekommt man ein vollkommenes Ey, jedoch ohne Schale. Man muß demnach die Eyerschalen rein abwaschen, trocknen, stampfen und sie einige Tage in scharfem Weinessig liegen lassen. Hievon macht man nun einen Brey, streicht mit einem Pinsel das gemachte Weisse in Form eines Eyes damit und legt es in kalt Wasser. So bekommt es eine vollkommene harte Eyerschale.

17. Jemand in einem Bad schwarz zu machen.

Man macht ein Pulver von den äussern grünen Schalen der Welschnüsse, welche man gedörrt hat. Von diesem Pulver streut man etwas auf die Steine, auf welche das heisse Wasser gegossen wird. Das Pulver wird sich aldann mit dem Dampf vermischen und wie diesen, also auch den Badenden schwarz färben.

18. Einen Faden um eine zinnerne Kanne binden und solchen entweder zu verbrennen oder nicht zu verbrennen.

Man nehme eine zinnerne Kanne voll Wassers, binde unter der Handhabe einen Zwirnsfaden darum und wette mit einem andern, er könne den Faden mit keinem angezündeten Licht abbrennen. Wenn er uns nun versucht und

das Licht einen ganzen Tag lang daran hält, so ist es doch nicht möglich denselben abzubrennen. Das Feuer geht nämlich immer aus einem warmen Körper in einen kältern über und zwar häufiger in einen schwerern als leichtern. Wenn also gleich die Flamme an den Faden schlägt, so gehen die Feuertheile in das Wasser und in die Kanne, welche von Zinn, als von einem kalten Metall ist, auch desto geschwinder und heftiger über, weil beyde Körper schwerer sind, als der Faden, mithin erhält die Kanne den Faden, daß er nicht kann angezündet werden. Wenn man aber den Faden abbrennen will, so muß es mit einer glühenden Kohle geschehen, in welcher das Feuer in vielen Theilen zusammen gesammelt ist und sich langsamer durch den Faden bewegt, weil ihm die Flamme fehlt, die die Feuertheile schnell wegreißt, deßwegen sie den Faden abbrennt, welches eine auseinanderflatternde Flamme nicht thun kann. So kann man auch Schießpulver weit eher mit einer glühenden Kohle, als mit einem hellbrennenden Licht, das wohl von der Kohle des Dachts geputzt ist, anzünden.

19. Den Teufel im Glas zu zeigen.

Die Marktschreyer und Gauckler pflegen dergleichen in einem länglichten Glase, das oben mit einer Schweinblase fest zugebunden ist, damit zwischen dem Wasser und der Blase keine Luft seyn kann, zu zeigen. Diesen gläsernen Teufelchen befehlen sie, entweder zu tanzen, hinunter zu steigen, oder herauf zu kommen. Diese Männerchen, Vögel, oder was man für Figuren dazu nehmen will, sind innwendig hohl und von solcher Schwere, das sie mit dem Was-

ser gleiches Gewicht haben, sich zwar beynahe ganz eintauchen, aber doch nicht untersinken. Zur Seite haben sie ein kleines Löchlein, wenn ihre Füße in Dräthlein eingehängt sind, oder unten, wenn die Füße steif sind. Wird also ein dergleichen Männchen in einem nicht gar zu weiten länglichten Glase, mit einem kleinen Hals und breiten Rand, im Wasser mit einer Schweinsblase wohl verschlossen, und drückt man mit dem Finger auf die Blase, so sinkt das Teufelchen nieder, wegen dem Druck der Luft und des Wassers. Läßt man mit dem Druck nach, so wird der Taucher wieder leichter, als das Wasser und steigt. Wird mit dem Druck schnell nachgelassen, so fährt es auch schnell in die Höhe. Will man es tanzen lassen, so fährt man nur im Drücken auf die Blase im Ring herum und darüber weg, so bekommt das Wasser eine Wirbelbewegung, welche auch das Tauchmännchen dreht.

20. Feurige Buchstaben zu machen.

Man schneidet durch ein dünnes Brett oder Kartenpapier Buchstaben oder Namen. Hierauf stellt man in einiger Entfernung ein oder mehrere Lichter dergestalt dahinter, daß der Schein davon allein durch die ausgeschnittenen Buchstaben fallen kann; so werden diese Buchstaben sich an der gegenüber stehenden Wand zeigen und brennend erscheinen.

21. Eyer tanzen zu lassen.

Das Ey muß ganz ausgeblasen werden, so, daß gar keine Materie mehr darinnen ist. Dann läß man einen Blutigel hinein laufen und ver-

macht die Löchlein mit weissem Wachs. Weil nun der Igel keine Luft mehr schöpfen kann, so wird er sich, bis er umkommt, eine geraume Zeit in dem Ey hin und her bewegen und also, zu großer Verwunderung der Zuschauer, das Ey auf dem Tisch herumtreiben.

22. Einen gebratenen Kalbskopf blöcken zu machen.

Man sperrt einen Laubfrosch in ein kleines Schächtelchen, welches zuvor mit Laub ausgelegt, daß er das Holz nicht berühren kann, und voll kleiner Löchlein gebohrt wird. Dieses Schächtelchen steckt man dem gebratenen Kalbskopf in den Mund. Wenn es nun dem Frosch anfängt heiß zu werden, so schreyt er, und da seine Stimme verschlossen ist, so lautet es nicht anders, als ob ein Kalb blöcke, das denn bey denen, die es nicht wissen, große Verwunderung erregt.

23. Ein Papier, worauf geschrieben worden ist, zu verbrennen, und das Geschriebene wieder auf der Hand zu zeigen.

Schreibt einen Namen, oder was ihr wollt, auf Papier, das nämliche Wort aber, so daß es andere, denen ihr das Kunststück zeigen wollt, nicht wissen, mit Wasser, worinnen Zucker aufgelöst worden ist, auf die bloße Hand. Laßt es trocken werden, verbrennt das Papier und reibt mit der Asche den Ort auf der Hand, wo ihr hingeschrieben, sogleich werden die Buchstaben deutlich und leserlich erscheinen.

24. Geld in der Hand unsichtbar zu machen.

Man nimmt ein wenig rothes Wachs, ganz dünne und klebt es vornen an den Nagel des Mittelfingers. Wenn nun jemand ein Stück Geld auf die Hand legt, so macht man die Hand schnell zu und zwar so, daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf das Geldstück kommt. Dann öffnet man plötzlich mit Geschrey die Hand und hält die Finger so, daß die Handfläche hoch zu stehen kommt. Die Zuschauer werden sich wundern, wohin das Geld so schnelle gekommen sey, denn sie wissen nicht, daß dazu bloß eine geübte Faust erfodert wird.

25. Ein Bett zu verfertigen, daß derjenige, welcher darinn liegt, ein Schlangenfeuer zu sehen bekommt.

Es wird durch den Boden des Zimmers, wo das Bette steht, ohne daß es jemand merkt, ein Loch gemacht; durch dieses geht ein an der Bettstatt befestigter Schwefelfaden in das untere Zimmer. Man zündet diesen an und so entsteht ein ordentlicher Blitz. Weil aber aus dem Spaß eine Feuersbrunst erwachsen könnte, so ist es sicherer, die Schlangenfigur mit Phosphorus an die Wand zu mahlen, denn auch dieser leuchtet im Dunkeln.

26. Cometen in einem Zimmer vorzustellen.

Hiezu gehört ein rundes Glas, das die Form eines Cylinders, oder einer Welle hat. Dieses Glas füllt man mit Wasser, steckt es durch die Wand hinaus auf die Strasse. Das Zimmer wird innwendig ganz verfinstert, und so prä-

sentirt sich an der Wand ein vollkommener Kometstern, oder nachdem das Glas eine Richtung bekommen hat, zeigt er sich auch auf dem Boden.

27. Ein Glas in gewisser Weite abzuschneiden.

Man bindet um das Glas einen Schwefelfaden, zündet ihn an, und so wird das Glas, so weit der Schwefel gebrannt ist, abbrechen. So kann man auch auf eine andere Art ein Glas von unten bis oben zerschneiden. Man nimmt nämlich ein reines Kelchglas, worinn keine Blasen oder Sandsteinchen sind und zeichnet auf dies die Schneckenlienie ab, die man schneiden will. Hierauf faßt man das Gläschen mit der Hand, hält es oben am Mundstück beym Anfang der Zeichnung an ein brennendes Licht, daß es daselbst heiß wird. Nun schlägt man mit einem zuvor mit Speichel genetzten Finger an den Punkt, wo es sich erhitzt und so wird es einen Riß bekommen. Man kann diese Risse auch mit einem Diamant machen. — Ist dies geschehen, so nimmt man zwey brennende Lunten, hängt sie so, daß das brennende Ende unten komme. Ist die Lunte fein spitzig abgebrannt, so hält man dasselbe mit der brennenden Spitze zu äußerst an das im Kelchglas gesprungene Rißchen und fährt damit sachte der Zeichnung nach auf dem Kelchgen hin, so wird solches immer nach dem Lunten zu springen. Wenn die eine Lunte stumpf geworden ist, so ergreift man die andere und wechselt damit immer ab, bis die Zeichnung vollendet ist. Am Ende muß man mit der Lunte einen Querstrich machen, damit das Glas fest zusammen bleibe.

Man muß aber nicht allzunahe an das Ende des Glases kommen, sondern entweder einen oder anderthalb Finger breit vom Querrisse an, bis zum Ende, oder Fuß des Glases, Raum lassen, damit es eine ziemliche Stärke behalte. Das Glas hängt demnach so dichte zusammen, daß man daraus trinken kann. Ist es leer, so kann man es auseinander ziehen und dann wieder zusammen fügen, daß es das Getränke hält.

28. Regen und Regenbogen nachzumachen.

Man muß zwo halbe eiserne Kugeln haben, von so dünne geschlagenem Blech, als es möglich ist. Diese werden über einander aufgehängt. Hierauf nimmt man ein Gefäß mit einem langen Hals, füllt es halb mit Wasser und stellt darunter ein Kohlfeuer, daß die Hitze durch die untere Kugel dringt und den darüber gelegten Schnee, Eis, Vitriol oder Salpeter zerschmelzen macht, welches dann durch das dünne Blech dringt und wie ein Regen herunter dringt. Setzt man dieses Gerüste gegen die Sonne, so kann man einen Regenbogen darinn zeigen.

29. In der Geschwindigkeit Vergrößerungsgläser zu machen.

Durchbohrt ein sehr dünnes Bley mit einer Stecknadel und laßt auf die Oeffnung einen Wassertropfen von dem Schnabel einer reinen Feder fallen, so wird solches als ein rundes Kügelchen die Sache ungemein vergrößern. Man kann daher dieses Vergrößerungsglas so oft

man will, in aller Schnelle und mit gar leichten Kosten verfertigen.

30. Einen Becher zu machen, woraus zweyerley getrunken werden kann.

Ein solcher Becher muß, wie ein Trichter, oben weit und unten enge seyn und mit seinem untersten gar engen Loch in einen Kelch passen, worein er gesetzt wird. Nun gießt man in denselben zuerst so viel Wasser, bis der Kelch ganz voll ist; hernach giesse man auf das Wasser, aber ganz sachte und allmählig, Wein. Wegen des untern engen Kanals kann sich der Wein nicht mit dem Wasser vermischen, welches zugleich auch davon kommt, weil das Wasser schwerer ist, als ein gewöhnlicher geistreicher Wein. Wer nun zuerst trinkt, bekömmt den lautern Wein zu trinken, der andere aber nur Wasser, da er doch den Wein einschenken sah.

31. Den Donner durch Kunst nachzuahmen.

Man nimmt einen starken Rahmen von Holz, der ungefähr drey Schuh lang und ein und einen halben Schuh breit ist. Am Rande desselben befestigt man allenthalben eine dicke Pergamenthaut, die eben so groß ist, als der Rahmen, vorher aber muß sie benetzt werden, damit sie desto leichter gespannt werden kann. Diesen Rahmen hängt man auf, treibt ihn stärker oder schwächer, je nachdem man will, herum, und so wird auch die Erschütterung der Luft, die dadurch verursacht wird, stärker oder schwächer seyn und das Geräusch wird dem Brummen des Donners gleichkommen. Soll der knallende Donner nachgeahmt werden, so hängt man zwi-

schen vertikal *) aufgezogenen Schnüren eine bestimmte Anzahl Faßtauben auf, die einen halben Schuh weit von einander stehen und eben so gestellt werden müssen, wie die Leisten an den Jalousieläden, die man vor die Fenster an den Zimmern macht. Man läßt solche plötzlich aufeinander fallen, indem man die Schnur nachläßt, welche sie hält, und womit man sie wieder aufzieht, wenn man diese Vorstellung wiederholen will. Um das Schmettern auszudrücken, darf man nur etliche Dachschindeln schnell zusammen brechen.

32. Bilder zur Bewegung zu bringen.

Unter einen leichten Körper, er sey nun ein nachgemachter Fisch, eine Maus, oder sonst etwas, welcher unten hohl ist, rund und auf dem Tisch völlig aufsteht, thut man verborgener Weise einen Roßkäfer. Dieser Gefangene möchte nun gerne ledig seyn, versucht es deshalben aller Orten, kriecht auf dem Tisch hin und her und führt das Bild mit sich. Man darf nicht besorgen, daß er, wenn er an das Ende des Tisches kömmt, hinabfalle, sondern er wird sich wenden und wieder zurück kehren. So ein leichter Körper kann von Papier seyn, den kann eine Mücke hin und herbewegen. Man kann auch Schildkröten von Papier machen, Mücken darunter setzen und an der Wand herum kriechen lassen. Es giebt noch mehrere Arten, Körper zur Bewegung zu bringen, ich muß sie aber hier übergehen, weil sie allerley Maschinen und andere kostspielige Weitläuftigkeiten erfodern.

---

*) Das ist gerade über uns oder dem Hauptwirbel.

33. Vorstellung eines Menschen mit einem Eselskopf.

Hiezu gehört ein Glas, das wie ein Flintenstein abwärts geschliffen ist. Man richtet es also in einem Zimmer auf, daß man den Menschen ohne Kopf sieht. Ueber demselbigen Menschen läßt man einen Eselskopf im Zimmer aufhängen, so wird er im Spiegel statt des seinigen mit einem Eselskopf erscheinen.

Mit dem nämlichen Glas, dessen Fläche gegen die Erde kommen muß, kann man vorstellen, als ob ein Mensch versinke. Wenn man es nämlich so richtet, bis man des Menschen Füsse nicht mehr sieht, so wird es, sobald er sich niedersetzt, scheinen, als ob er in die Erde sinke.

34. Einen Degen sich ohne Schaden durch den Leib zu stossen.

Die Taschenspieler haben Degen und Dolche, die sie sich in den Leib stossen. Es thut aber keinen Schaden, denn die Klingen gehen in das Gefäß zurück.

Bey dieser Gelegenheit will ich einen Spaß anführen, den man in Gesellschaft machen kann. Man wette mit jemand, man wolle auf das Ende eines auf die Erde gelegten Bandes stehen, der andere soll auf das andere Ende — nur eine Elle von dem Wettenden — treten, einen Degen in die Hand nehmen und man wolle doch ohne Schaden auf sich stossen lassen. Nun darf man das Band nur auf die Thürschwelle legen, die Thüre zumachen und kann also getrost stechen lassen, man wird nichts davon empfinden.

35. Den Blitz nachzuahmen.

Dies ist eine gar geringe Kunst. Entweder man bläßt Kalophonium, auch sogenanntes Hexenmehl, durch ein Röhrchen in die Flamme eines Lichts, und richtet das Röhrchen durch die Wand nicht weit von einem Leuchter; oder man reibt einen zickzack gebogenen Drath mit Schwefel stark ein und zündet ihn an, so hat man einen sehr natürlichen Blitz hervorgebracht.

36. Brausen des Windes vorzustellen.

Mit Hilfe einer großen Pergamenttafel, die man theils mit der Faust stark schlägt, theils wie eine Fahne jählings durch die Luft dreht, kann dies sehr bald bewerkstelliget werden.

37. Regen und Hagel hören zu lassen.

In eine hohle Röhre von Pappendeckel, wie der beygefügte Holzschnitt zeigt, g a b c d e, etwa vier Ellen lang und drey bis vier Ellen im Durchschnitt, die man in fünf gleiche Theile EA, AB, BC, CD, DG getheilt, lasse man kleine hölzerne Kreuze, wie unten Fig. 2 zu sehen ist, in die Räume ab und cd übereinander leimen, jedes steht um einen Zoll von dem andern ab, so, daß die Blättchen m, n, o, p jedes Kreuzes nicht gerade und in einerley Richtung unter einander zu liegen kommen, sondern unter die freyen Plätze q, r, s, t, oder daß des zweyten Kreuzes Linie m o die Lage q s, und folglich die Linie n p die Lage r t bekomme. Ehe man die Röhre Fig. 1 zudeckt, bringe man eine gute Portion Erbsen hinein, so werden sie durch die leeren Räume der Kreuze fallen und ein Geräusch wie Regen machen, wenn man die Röhre

schief gegen den Horizont hält und zuweilen schüttelt. Hält man sie aber senkrecht gegen den Horizont und dreht sie zugleich hin und her um ihre Achse, so fallen die Erbsen geschwinder und erregen ein Geräusch wie Hagel.

Fig. I.

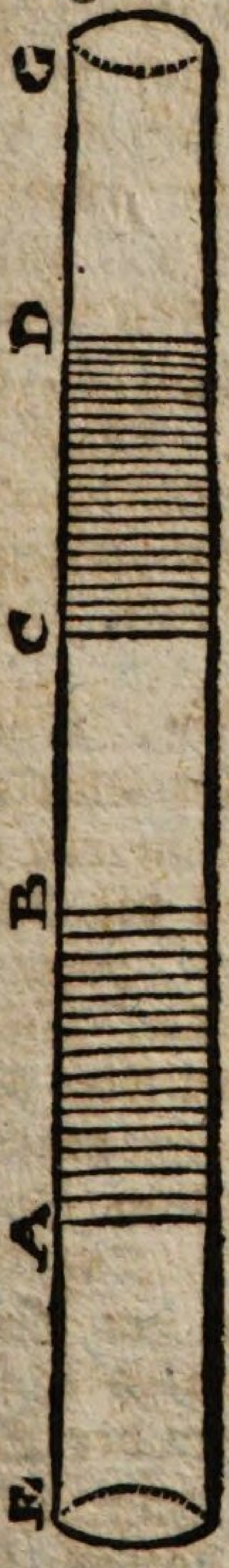


Fig. II.

38. Die Kunst sich fest zu machen.

Seit Jahrhunderten herrscht unter abergläubischen Menschen die Meynung, daß man sich

gegen jeden Schuß fest machen könne. Das ist aber nicht wahr, gegen gewiße Schüsse wohl und wie das möglich sey, sollen meine Leser sogleich gelehrt werden. Man macht aus geschmolzenem Zinn oder Bley und Queckſilber eine Masse, die sich zu Kugeln formen läßt, nur ist zu merken, daß man diese Kugeln nicht drücken, sondern den Zuschauern bloß in der hohlen Hand vorzeigen darf und dann in die Flinte laden muß. Wird diese Maße losgeschossen, so zertheilt sie sich fast in Staub, und wenn man sie auf eine in der Entfernung von einigen Schritten gestellte Papierfläche schießt, so macht sie nicht einmal ein Loch durch. Es ist also gar leicht möglich, daß man mit dergleichen Kugeln auf sich selbst ohne Schaden kann schiessen lassen, wenn man zumal einen Bogen starkes Papier auf den Leib legt.

Diese Art sich fest zu machen, nennt man auch die Passauer Kunst. Es lebte nämlich im vorigen Jahrhundert zu Passau ein Scharfrichter, der im Jahr 1611 unter die Soldaten, die damals in dieser Stadt lagen, papierne Zettel, eines Thalers groß, austheilte. Diese Zettel waren mit allerhand wunderlichen Karakteren überschrieben. Die Soldaten mußten sie verschlingen, damit sie, nach seinem Vorgeben, fest würden, daß ihnen weder Kugeln noch Schwerter schaden sollten. Weil der Muth der Soldaten dadurch sehr zu wachsen schien, so liessen es die Offiziere zu. Die in der Schlacht gebliebenen konnten sich nicht mehr beklagen, und diejenigen, die glücklich davon kamen, schrieben es ihren Wunderzetteln zu, ohne zu bemerken, daß die Kunst des Scharfrichters bloßer Betrug war, um die Einfältigen um ihr Geld zu bringen.

Es giebt noch mehrere Arten, sich stark und fest zu machen, wovon ich einige anführen will.

1. Sich so fest zu machen, daß man von acht Menschen, oder einigen Pferden nicht kann von der Stelle gebracht werden. Man setzt sich auf den Boden und stemmt die Füsse etwas aufwärts an eine Wand. Um den Unterleib bindet man sich einen Strick, an diesem können nun mehrere Menschen oder Pferde gerade aus ziehen, doch vermögen sie nicht, den starken Mann von der Stelle zu bringen. Die Ursache liegt in den Gesetzen der Schwere.

2. Wenn man sich einen Strick um die Hüfken bindet und das Ende desselben, wie die beyfolgende Figur zeigt, senkrecht herunter hangen läßt, an dieses Ende ein Brett befestigt und darauf vier Männer sitzen läßt, so kann man in der Höhe stehen und all diese vier Personen tragen. Es ist aber bekannt, daß die Hüften eines Menschen sehr vieles tragen können.

3. Man hält es ebenfalls für sehr schwer, den stärksten Bindfaden leicht zu zerreissen; allein der Bindfaden wird nur gehörig um die linke Hand geschlungen, und wenn man dann mit der rechten schnell reißt, so geht er ganz leicht entzwey.

39. Die Kunst, Feuer auszuspeyen.

Man nimmt ein wenig Flachs, wickelt es fest zusammen auf ein rundes Knäulein, ungefähr wie eine Musketenkugel, steckt es an eine Gabel und hält solches in beständigem Herumdrehen über das Licht, bis es durchgebrannt und entzündet ist. Wenn man nun Feuer ausspeyen will, so legt man das glühende Kügelchen in einen ausgebreiteten Flachs, wickelt es darinn ganz ein, doch nur so viel, als man in den Mund stecken kann. Bläßt man nun stark darein, so wird die glimmende Kugel den Flachs entzünden, welchen man von sich ausblasen kann. Man muß sich aber in Acht nehmen, daß beym Athemholen die Luft nicht durch den Mund, sondern durch die Nase geschöpft werde, damit der Rauch nicht durch den Hals fährt.

40. Ein Tuch in Flammen setzen und es doch nicht verbrennen.

Das Tuch wird durch guten Branntwein gezogen und angezündet. Es entsteht nun eine grosse Flamme, welche so lang währt, bis der Branntweingeist verzehrt ist. Es ist die Ursache aber keine andere, als diese, daß der Branntwein sich lieber selbst verzehrt, als andere brennbare Materien.

41. Die Hände ohne Schaden in Pech und Schwefel zu waschen.

Wenn man zuvor die Hände mit Fischleim, Alaun und Branntwein schmiert, oder das Weisse vom Ey mit Schleim von Gemswurzeln und Flohsamen, vermischt mit Kalch und Rettigsaft, die Hände bestreicht, so ist man vor dem Brand des Pechs und Schwefels vollkommen sicher.

42. Feurige Funken zu speyen.

Man muß im Finstern Zuckerkand essen und mit den Zähnen knirschen, so scheint es, als ob feurige Funken aus dem Munde springen.

43. Eine Figur zu machen, die von sich selbst ein Licht ausbläßt und anzündet.

Wenn man einer Figur eine Röhre mit einem Stückchen Phosphorus in den Mund, einer andern aber eine Röhre mit einer kleinen Patrone Schießpulver giebt, so bläßt diese letztere, sobald sich das Pulver entzündet, das vorgehaltene Licht aus, das hingegen die erste mit dem Phosphorus sogleich am warmen Dachte wieder anzündet.

44. Eine grüne Flamme hervorzubringen.

Unter drey Theile Vitriolöl und einen Theil gepulverten Borax, das man vermischt hat, giesse man etwas heisses Wasser, schüttle es um, und lasse das Gemisch in einer gelinden Wärme abdampfen. Den Borax sondere man ab, giesse non neuem heisses Wasser dazu, digerire es, scheide nochmals den Satz davon und wiederhole es so lange, bis auf dem Boden ein Satz liegen bleibt. Von diesem Satze giesse man

ein wenig in einen Löffel voll Weingeist, damit dieser das Salz auflöse und man wird den angezündeten Weingeist mit einer angenehmen grünen Flamme aufbrennen sehen. Setzt man den Auslader einer Elektrisirmaschine auf einen Streif Goldpapier, so erscheint das Licht des Schlags ebenfalls mit einer schönen grünen Farbe.

45. Eis in der wärmsten Stube zu machen.

Man giesse unter zehn Loth Schnee, oder zerstossenes Eis, das auf einem Teller von Porcelain liegt, sechs Loth von dem rauchenden Salpetergeist. Man setze ebenfalls einen porcelainen Teller mit Wasser darüber, so erhält man sehr geschwinde Eis.

Wenn man einen Eiszapfen an seinem Fusse glatt schabt und die Stelle mit Kochsalz oder Salpeter bestreuet, so friert derselbe im wärmsten Zimmer auf dem Tische an, sobald die schmelzende Kälte gegen den wärmern Tisch überzugehen anfängt.

Auf eine andere Art verwandelt sich in einer warmen Stube das Wasser in Eis, wenn man Schnee, oder klein gestossenes Eis auf einem zinnernen Teller mit Kochsalz vermischt. Auf dieses Gemische setze man einen andern Teller mit kaltem Wasser. Beyde Teller bringe man, so wie sie über einander stehen, auf eine glühende Kohlpfanne. Wenn die Kohlenhitze den gesalzenen Schnee auf dem untern Teller flüßig zu machen anfängt, so gefriert das auf dem obern Teller befindliche Wasser von unten hinauf und es verwandelt sich in Eis.

46. Die magische Todtenlampe.

In einer Untertasse von Porcelain vermische man ziemlich guten Weingeist mit etwas Koch-

salz und wenigem Schwefel, durchrühre die Masse, lege einen baumwollenen Dacht hinein und zünde ihn des Abends im Finstern an. Will man grösseres Aufsehen erregen, so kann das Anzünden durch den Schlag einer Elektrisirmaschine geschehen. Die Zuschauer, welche einer an dem andern Todtenblässe gewahr werden, noch aufmerksamer zu machen, kann man vorher in die Tasse einen Todtenkopf, von Schießpulver geballt, oder eine andere Figur stellen, welche nach Abbrennung des Weingeistes Funken von sich werfen muß.

47. Die Zauberlaterne.

Ehedem war die Verfertigung der Zauberlaterne ein grosses Geheimniß, denn sonst würde man durch sie nicht so viel Furcht, Angst und Schrecken haben erregen können, jetzt kann man sie bey jedem italienischen Buben sehen, der mit seiner Handorgel auf den Strassen herumzieht. Ihre Wirkung ist, die Zeichnung und Farben kleiner Gegenstände, die man auf Glasstreifen mit durchsichtigen Farben anbringt, an der weissen Wand, auf einer Leinwand, oder Pappe, an einem finstern Ort nachzumahlen. Wer sich eine will verfertigen lassen, der nehme folgende Beschreibung und die unten stehende Zeichnung zur Hand.

Es gehört zu dieser Zauberlaterne ein Kasten von weissem Blech, a, b, c, d, der acht Zoll hoch, zehn Zoll lang und sechs breit ist. Nach diesen Verhältnissen kann man sie so groß machen, als man will, wenn die Gläser in diesem Verhältniß mitbegriffen sind. Oben an der Laterne ist ein Rauchfang oder Röhre e von vier Zoll im Durchmesser, mit einer Kuppel f bedeckt, um den Rauch abzuführen und den Lichtschein vom Zimmer abzuhalten.

An der Seite des Kasten a c ist eine Thüre, zum Eröffnen der Laterne, an welcher auch ein metallener, oder von weissem Blech oder Messing gemachter Hohlspiegel g befestigt ist, der fünf Zoll ausmacht. Dieser Spiegel wird so gestellt, daß man ihn an seinem Schwanzstück vorwärts schieben oder zurück ziehen kann und dieses Schwanzstück muß in der Röhre vom weissen Blech i hineingesteckt werden, die an diese Thüre angelöthet ist.

Mitten in das Innwendige dieses Kasten wird eine Lampe von weissem Blech r gesetzt, deren Hals platt seyn muß, damit sie die Flammenstralen nicht aufhalte, die der Spiegel auf die innere Seite dieses Kasten zurückwirft. Sie hat drey bis vier Dächte, die so hoch stehen müssen, als der Mittelpunkt des Hohlspiegels g ist. An der dem Spiegel gegenüber stehenden Seite b d befindet sich ein Loch drey Zoll breit und zwey und einen halben Zoll hoch, in welches man ein Glas von gleicher Grösse setzt. Man schleift daher das Glas in einer sehr grossen Schüssel viereckicht und schneidet dessen Ränder weg. Der Brennpunkt dieses Glases ist fünf Zoll, damit die Lampe im Kasten genau in den Focus des Glases, so wie des Hohlspiegels, zu stehen komme. Selbst die Lampe wird beweglich gemacht zum Verschieben und herauszunehmen, wenn man sie reinigen und die dicken Dächte einziehen, oder frisches Baumöl zugiessen will.

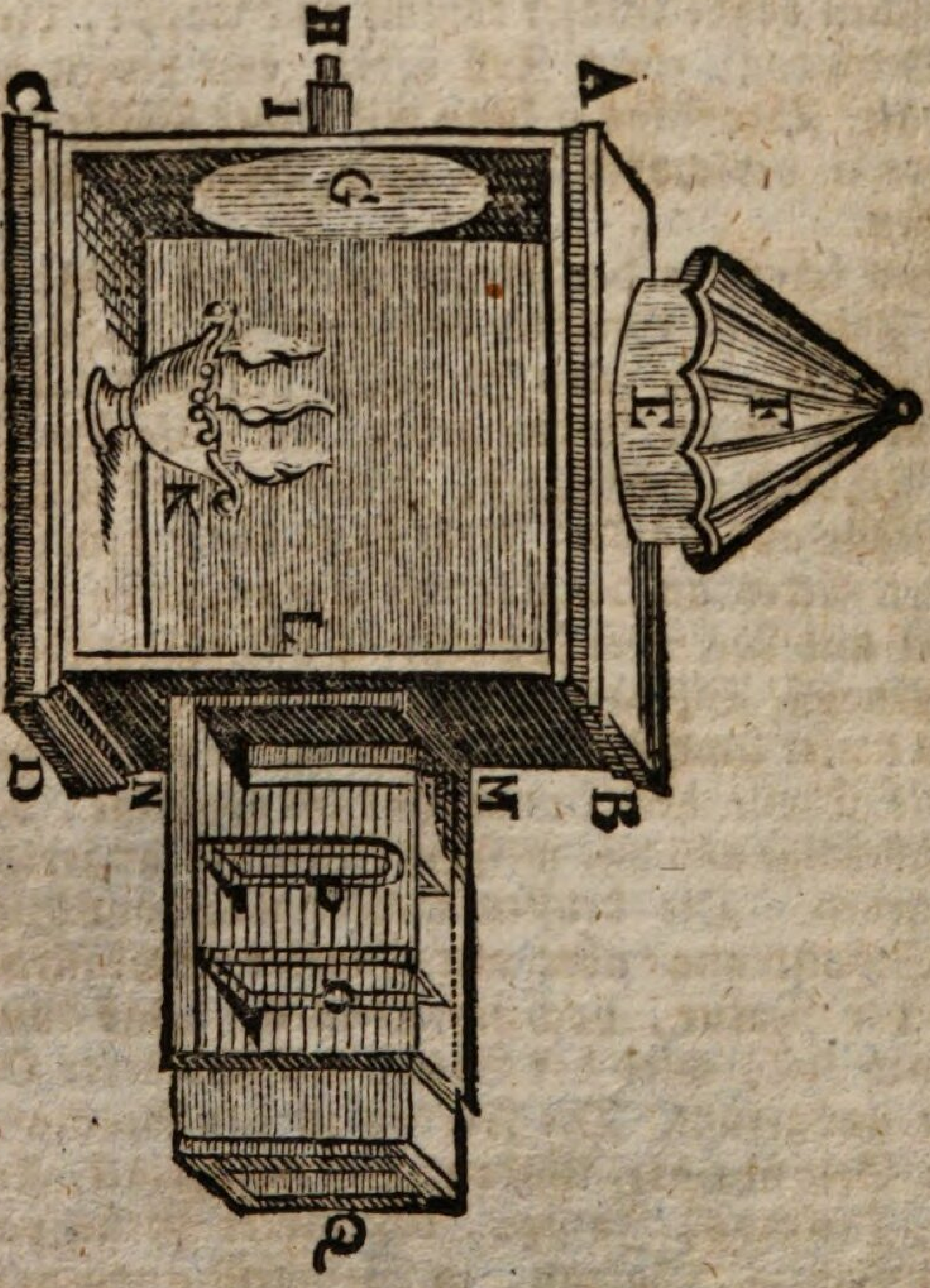
An eben dieser Seite befindet sich ein Stück von weissem Blech mit einer Rinne m n fünfthalb Zoll ins Gevierte, die auf der Seite offen ist und deren Oeffnung fünfthalb Zoll lang und vier Linien breit seyn muß. Man schiebt durch diese Oeffnung die Glastäfelchen, die mit den Figuren bemahlt sind,

welche man an der Wand vorstellen will. Dem Glase l. gegenüber hat dieses Stück eine Oeffnung von drey ein viertel Zoll breit, und zwey ein viertel Zoll hoch, an welche Oeffnung man das Rohr o von eben der Gestalt ansetzt, welches sechs Zoll lang gemacht wird. Ein anderes Rohr, das sechs Zoll lang ist, wird in das erstgedachte eingeschoben, es enthält zwey Linsengläser p und q. Das Glas p hat einen Focus von etwa drey Zoll, das Glas q hingegen von zehn bis zwölf Zoll, und es ist dieses das äußerste in der beweglichen Röhre. Zwischen beyde Gläser kommt eine Pappe, die eine Oeffnung, einen Zoll breit, acht Linien hoch enthält. Das Glas p kann mit seiner Röhre in der Röhre o verschoben und nach Befinden gestellt werden.

Nun schneidet der Glaser zwölf Zoll lange und drey Zoll breite Streifen von weissem, hellem, reinem Glase, die man in leichte Rahmen einfaßt und leicht in die Rinne gehen, um diese Streifen mit Figuren zu bemalen. Man zeichnet nämlich die Figur auf Papier, klebt diese unter dem Glas an den Ecken an, mahlt mit einem zarten Spitzpinsel und Lack oder Spickfirniß und eingerührtem Lampenruße auf dem Glase die Hauptzüge, und wenn dieser Umriß recht trocken ist, so streicht man in die Theile der Hauptfigur die gehörige, doch durchsichtige und mit weissem Lackfirniß angeriebene Farben. Die hellsten Lichter macht das Glas, die Schattirung aber mit dunkler Schrafirung nach der Natur, doch im Kleinen. Was dunkel scheinen soll, wird der Grund mit schwarzer Oelfarbe ausgefüllt. Die Farben zu den Glastafeln sind: Beinschwarz, Umbra, Florentinerlack, Karmin, Lackmus, Indigo, destillirter Grünspan, Gummigutta, Safran, in Weingeist ausgegossenes Drachenblut. Oder man kann mit gedachten

Wasserfarben mahlen und mit einem Lackfirniß von Sandrach, Mastix, Weingeist und Spicköl das fertige Gemählde überziehen.

Wenn man in der Zauberlaterne die Oellampe angesteckt, die Röhren gehörig ausgezogen hat, die Bilder verkehrt in die Rinne einschiebt, und sogar bewegliche Figuren, oder zweyerley mit einerley Gegenstand gemahlte Gläser anbringt, und hintereinander schiebt, so lassen sich auf Leinwand allerley Belustigungen anbringen.



48. Der

48. Der Zauberspiegel.

Man bereitet eine achtseitige Walze so groß, daß man ein erhabenes Menschengesicht auf jede Seite anbringen kann. Diese Köpfe werden von verschiedenem Alter und Geschlecht gemacht, um und neben den Gesichtern wird alles schwarz gemahlt. Diese Walze wird in einem über Manns hohen Schrank so befestigt, daß man sie von aussen umdrehen kann. Oben in den Deckel des Schranks wird ein Loch gemacht, das nicht grösser ist, als die Gesichter auf der Walze. Nun hängt man über den Schrank einen Spiegel, so, daß man ihn auf und nieder ziehen kann. Wenn nun jemand einen Dieb entdecken will, so stellt man ihn erst so vor den Zauberspiegel, daß er sich selber sieht. Alsdann darf man mittelst der Walze nur unter das Loch im Schrank einen gemahlten Kopf bringen und den Spiegel so weit herunter lassen, daß er sich darinn zeigen kann. Damit die davorstehende Person das Kunststück nicht merken kann, unterhält man sie indessen mit Gesprächen, und ihr Erstaunen wird sehr groß werden, wenn sie plötzlich ein fremdes Gesicht im Spiegel erblickt.

49. Mit einer Bleykugel auf einen Schuß zugleich zwey Löcher zu machen.

Quer über die geöffnete Kugelform lege man einen Papierstreif dergestalt ein, daß unter und neben demselben Platz für den Guß übrig blei-

be, schliesse die Form und gieße das Bley ein, das aber nicht so heiß seyn muß, daß es das Papier verbrennt. Eine auf diese Weise gegossene Kugel macht zwey Löcher und verdoppelt eine Wunde

50. Große Steine aus freyer Hand in beliebige Stücke zu sprengen.

Wenn der Stein von aller Erde entblößt worden ist, so zündet man oben auf demselben ein lebhaftes Feuer an, und unterhält es so lange, bis der Stein rothglüht. Nun schafft man Kohlen und Asche auf die Seite und schnellt eine naßgemachte Schnur auf die beliebige Stelle, nachdem man ein Stück von dieser oder jener Figur absondern will. Nun läßt man dem Stein Zeit, zu erkalten, da er denn in so viele Stücke zerfällt, als man ihm vorgezeichnet hat. Wenn die Glühung vollkommen gewesen ist, so zerspaltet jeder Schlag der Schnur den Stein von oben bis unten hinab, als ob man eine Säge dabey gebraucht hätte.

51. Einem Baume ohne Blätter über dem Feuer Blätter zu machen.

Man mahlt einen Baum und an die Aestlein desselben mit nachfolgender grüner Farbe Blättchen, die aber nicht gesehen werden können, bis

man das Papier, worauf der Baum gemahlt ist, über ein Kohlbecken hält. Die Zubereitung der grünen Farbe ist diese: Man löst Wißmuth=mine oder Schneeberger Wißmutherz in Scheid=wasser auf, gießt die Auflösung in frisches Was=ser, worin gemeines Kochsalz zerlassen worden ist, alsdann ziehe man alles wäßerichte über den Helm davon ab. Aus dem übriggebliebenen wird das rothe Salz ausgezogen, gepulvert und mit Branntwein aufgelöst, und dann verfährt man damit, wie oben gesagt ist.

52. Einen Stock auf dem Daumen zu tragen.

Der Stock, welchen man tragen will, muß gerade und hübsch rund seyn. In denselben steckt man zwey Messer unter einem spitzigen Winkel dergestalt ein, daß das eine gegen den Leib desjenigen, der den Stock tragen will, das andere aber auf die entgegenstehende Seite ge=richtet ist. In dieser Lage stellt man den Stock auf den Nagel des Daumen, so kann man da=mit hin und her gehen und der Stock wird so fest stehen bleiben, als ob er auf den Nagel des Daumens angenagelt oder festgeleimt wäre.

53. Das Donnerpulver zu verfertigen.

Man nimmt drey Theile gereinigten Salpe=ters, zwey Theile Sal Tartari und einen Theil

Schwefel, stößt solche zu Pulver und vermischt es wohl miteinander. Wenn man etwas von diesem Pulver in einem eisernen Löffel auf glühende Kohlen setzt, so wird es anfänglich braun, endlich entzündet es sich mit einem starken Knall und Gewalt, daß es vielmals den Löffel durchschlägt und was ihm im Wege steht, in die Höhe wirft.

54. Geheime Briefe zu schreiben.

Dies kann auf mancherley Weise geschehen. 1) Man legt schönen und rein gestossenen Alaun in reines Wasser, schreibt damit mittelst einer reinen Feder auf grobes Papier und läßt den Brief trocknen. Wenn man ihn nun einigemal durch das Wasser zieht, so erscheint die Schrift weiß und ist bey Licht sehr deutlich zu lesen. 2) Thut man klein gestossenen Vitriol in reines und frisches Wasser, schreibt mit einer neuen Feder und läßt die Worte trocknen, so erscheinen sie schwarz, wenn man ihn in Wasser taucht, worinn etwa auf eine halbe Maaß ein Loth Pulver von Galläpfeln vermischt worden ist, welches man durch ein Tüchlein in ein reines Gefäß geseiht hat. 3) Man schreibt mit Alaun und Wasser und hält das Geschriebene über Kohlfeuer, so erscheint es schwarz und hat man mit Citronensaft geschrieben, braun. 4) Es kann auch jemand seine Gedanken auf ein weisses Ey schreiben, ohne daß ein Mensch den Innhalt weiß. Hiezu gehört eine Dinte von Galläpfeln, Alaun und Eßig. Hiemit schreibt man auf die weisse Schale vom Ey, läßt es

trocknen und kocht hernach das Ey in Salzwasser, bis es hart ist. Nun verschwinden alle Buchstaben auf der Schale und dringen hinein. Derjenige, dem man dies geheimnißvolle Billet zusendet, darf nur demselben die Schale ablösen, so kann er die Schrift lesen. 6) Es läßt sich sogar ein Brif in ein Ey verbergen. Man schreibt ihn und schneidet ihn in kleine, länglicht: viereckichte Riemlein, welche von hinten mit 1, 2, 3, u. s. w. oder a, b, c, ꝛc. gezeichnet seyn müssen, damit man weiß, wie sie auf einander folgen. Manbläßt ein Ey aus und sticht ein Loch hinein, daß die Riemlein durchgehen können, schiebt solche hinein und macht mit weissem Kalch und Hauseblasen das Loch wieder zu. Das Ey darf also nur ein wenig gezeichnet werden, man kann ihm mit trockner Materie eine Schwere zu geben suchen, so kann man den verborgenen Brief ohne Verdacht mit andern Eyern wegbringen.

55. Eisen wie eine Fackel brennend zu machen.

Hiezu nimmt man ein geschicktes Stück Eisen, in der Dicke eines kleinen Fingers. Dieses überwickelt man mit Werg oder Flachs und zieht es durch zerlassenen Schwefel. Man wickelt es hernach noch etlichemal mit Werg, zieht es wieder durch den Schwefel und zündet es an, so wird es wie eine Fackel brennen, die Tropfen aber muß man vermeiden. Wenn es mit Oleum Benediktum bestrichen und alsdann

in das Feuer gehalten wird, soll es wie ein Licht brennen.

56. Gold und Silber in der Hand zu schmelzen.

Mit diesem Stück pflegen sich die Taschenspieler sehr groß zu machen, und doch beruht die Ausführung desselben auf einer Kleinigkeit. Sie schmieren die Hand mit Oel wohl ein, giessen etwas weniges Scheidwasser, mit einem Viertel Salmiak vermischt, in die fette Hand, und legen ein Goldblättchen darein, so wird es vom Scheidwasser aufgelöst. Nimmt man aber Metallblättchen, so läßt man das Scheidwasser lauter.

57. Einen Ring, der in einer Schüssel mit Wasser liegt, trocken heraus zu ziehen.

In eine flache Schüssel wird etwas Wasser gegossen und in dasselbe ein Ring geworfen. Um nun denselben trocken wieder herauszuziehen, so nimmt man ein grosses Trinkglas und wirft darein ein angezündetes Papier. Während daß das Papier brennt, setzt man dieses Glas umgekehrt ins Wasser, so daß dessen Boden in die Höhe sieht. Wenn nun die Luft im Glase sich verdünnet, so wird durch die Luft das Wasser insgesammt von der Schüssel hinauf in das Glas getrieben, daß man den Ring ohne Nässe ganz trocken wird herausziehen können.

58. Mehrere Arten von Dinte zu machen.

a. Die sympathetische.

Das ganze Geheimniß besteht in zwey verschiedenen Wassern, welche, wenn jedes besonders und allein ist, hell und klar sind, wenn man sie aber zusammen gießt, dick und braunfarbig werden. Sie werden also gemacht: Man läßt ein halb Kännlein destillirten Weinessig, in welchen ungefähr eine Unze Silberglätte gethan, eine halbe Viertelstunde aufsieden, und dieses ist das erste. Das andere wird aus einem Stück lebendigen Kalch und ein wenig Operment gemacht, darauf gießt man Wasser, so viel man meynt, daß genug sey, und läßt es vier und zwanzig Stunden darauf stehen. Man braucht dazu irdene, wohlglasirte reine neue Töpfe. Diese beyden Liquors filtrirt man jeden besonders, so, daß sie ganz hell und durchsichtig werden und ihr Gebrauch besteht nun darinnen: Man schreibt mit dem ersten Wasser, was man nicht will jedermann sehen lassen, denn diese Schrift verschwindet augenblicklich, so bald sie trocken ist. Der aber, dem der Brief bekannt ist, fährt über die Schrift mit einem feuchten Schwam, da sie denn in einer röthlicht schwarzen Farbe wieder zum Vorschein kommt. Wenn das Wasser noch nicht lange vorher gemacht worden ist und man das Gefäß, darinnen man den ungelöschten Kalch genetzt, wohl verwahrt hat, so ist nicht einmal nöthig, daß der feuchte Schwamm die Schrift berühre, sondern genug, daß man ein wenig hoch darüber wegstreiche. Oder man darf nur den mit dem ersten Wasser geschriebenen Brief

auf den Tisch legen, dann mit einer Hand ein Papier darüber decken und mit dem andern Wasser über das Blatt herfahren und es allein damit anfeuchten, so wird sich dennoch die Schrift davon schwarz färben.

b. Dinte, womit man Linien ziehen kann, die sogleich wieder auszulöschen sind.

Man brennt Weinstein zu Asche, oder bis er weiß geworden. Davon nimmt man einer Haselnuß groß und legt ihn in eine Schüssel mit Wasser, bis er aufgelöst ist: sodann filtrirt man das Wasser und mischt darunter gestossenen oder zartgeriebenen Gold- oder Probierstein, so viel nöthig ist, einen Saft oder Dinte daraus zu machen. Zieht man nun damit Linien, und man will sie wieder auslöschen, so darf man nur das Papier mit Brosamen abreiben, so verschwinden sie, und alles, was man mit dieser Dinte verzeichnet hat, dergestalt, daß nicht die geringste Spur mehr zu sehen ist.

c. Weisse Dinte, um auf schwarz Papier zu schreiben.

Hiezu nimmt man Bleyweiß, reibt es wohl ab und macht es hernach mit starkem Gummiwasser, oder mit dünnem Leimwasser, oder auch mit Eyerweiß aus, so giebt es eine weisse Dinte, mit der man auf schwarz Papier schreiben kann.

d. Rothe Dinte auf der Stelle zu machen.

Wenn man zart geraspeltes Brasilienholz in geflossenes Weinsteinöl legt und eine Weile in der Wärme stehen läßt, so wird es gleich zu einer rothen Dinte, mit der man augenblicklich schreiben kann und die von angenehmer Farbe ist.

e. Grüne Dinte.

Man nimmt einen guten Grünspan und löst ihn in Weinessig auf. Diese Auflösung läßt man einige Wochen stehen und thut hernach etwas weniges Alaun und sehr wenig arabischen Gummi dazu, oder man nimmt im Frühling grüne Hollunderblätter, zerstößt sie und preßt den Saft aus, mischt dazu etwas Alaun, so wird die Dinte Grün und schön seyn.

f. Blaue Dinte.

Man nimmt Hollunderbeere und drückt den Saft davon aus. Hiezu thut man etwas gestossenen Alaun, ungefähr den vierten Theil Essig und ein wenig Harn.

g. Gelbe Dinte.

Man nimmt gelbe Schmalzblümlein, drückt den Saft heraus und mengt Alaun darunter.

Noch kürzer kann man dazu kommen, wenn man Safran mit Alaun anmacht.

59. Ein Feuerpulver zu machen, das sich in der Luft von sich selbst entzündet.

Zwey Unzen Alaun und eine halbe Unze Roggenmehl, alles sehr klein zerstossen, wird wohl untereinander gemischt und hernach geröstet bey beständigem Umrühren, daß es nicht anhange. Nach der Calcination stoßt man die Masse abermals klein und füllt mit dem Pulver kleine Gläslein mit engen Hälsen an, setzt diese fast bis an die Mündung in ein Sandfeuer, so lange, bis aus dem Gefäß keine Schwefelflämmchen mehr bemerkt werden. Nun wird die Oeffnung des Gläsleins verstopft und nach dem Erkalten mit Wachs wohl bewahrt.

60. Einen Harnisch zu machen, welcher Hieb und Stoß aushält.

Man nimmt vier Unzen Fischleim und eine Unze Mastix, die man miteinander zergehen läßt. Mit dieser Composition kann man eine Armatur machen, die unter den Kleidern getragen wird, durch welche man weder hauen noch stechen kann. Dieser Leim wird in Pappen zerlassen, womit man sie zusammenfügt. Andere nehmen Hauseblasen und Fischleim, die man auflöst und so lange ausdrückt, bis es völlig klar

wird. Dann kocht man es zu einer Dicke wie Honig, drückt die Leinwand darein und dies so oft, bis es genug ist.

61. Errathen, wie viel Geld jemand bey sich habe.

Die Person, von welcher man wissen will, wie viel Geld jemand bey sich habe, nimmt ihren Vorrath dreymal, z. E. sie hat einen Gulden, so denkt sie sich ihrer drey. Diese dreyfache Zahl theilt sie in zwey gleiche Theile und zwar ohne einen Bruch, wenn es sich thun läßt; ist es aber nicht möglich, so setzt sie eins dazu und dividirt dieselbe, welches letztere aber dem, der errathen soll, muß gesagt werden. Diese Hälfte läßt man wieder mit drey multiplizircn und von dieser Zahl so vielmal neune wegwerfen, als es sich thun läßt, das ist mit neune dividiren, alsdann läßt man sich melden, wie vielmal diese neune sey weggeworfen worden. Nun rechnet man bey sich selbst für jeden Neuner zwey und für die dazu gesetzte Zahl Eins auch eins, so hat man die Summe, welche jener bey sich hat.

Ein Exempel wird die Sache deutlicher machen. Es hat jemand sechs Thaler, die er mit drey multiplizirt, giebt achtzehn. Diese halbirt, giebt neune, diese neune nochmals mit drey genommen, giebt sieben und zwanzig. Hievon läßt man soviel neune wegwerfen, als man kann, das ist dreymal. Wenn jener nun sagt, es sey

geschehen, so rechnet man für jegliche neune zwey, giebt sechse. Oder gesetzt, er habe sieben Groschen mit drey multiplizirt, giebt ein und zwanzig, diese halbiert, nun ist es in diesem Falle ohne einen Bruch nicht möglich, deßwegen heißt man ihn eins zusetzen und alsdann theilen, giebt zwey und zwanzig, der halbe Theil eilf. Diese Hälfte mit drey multiplizirt, ist drey und dreyßig, hievon heißt man ihn neune wegwerfen, so oft er kann. Dies geschieht in diesem Fall dreymal. Hat er dies angezeigt, so rechnet man auf einen Neuner zwey, nun geben zweymal drey Groschen sechse und den dazu gesetzten einen Groschen mitgerechnet sieben Groschen. Kann man von der letzten Zahl den Neuner nur einmal wegwerfen, so giebt dies zu erkennen, daß die Person nur zwey Stücke Geld bey sich habe. Wäre die letzte Zahl weniger als neune, so hat sie nur ein Stück gehabt.

62. Eine Zahl ohne zu fragen errathen, die eine andere Person geschrieben hat.

Derjenige, welcher die Zahl denken soll, muß sie aufschreiben und mit zwey multipliziren. Zu dieser gedoppelten Zahl soll er eine Zahl, welche man ihm angiebt, addiren, und dann die Summe halbiren. Endlich läßt man ihn die von ihm gedachte und zuerst geschriebene Zahl von dieser Hälfte ziehen und nur den Ueberrest hinschreiben. Dieser Ueberrest wird allzeit diejenige Zahl seyn, welche man ihm zuzusetzen befohlen hat. Weil nun derjenige, welcher die geheime

Zahl errathen will, jene zugesetzte weiß, so wird es ein leichtes seyn, die zuletzt hingeschriebene Zahl zu errathen, wenn man jenem nämlich nur die Hälfte der anfänglich zu addiren benannten Zahl angiebt. Z. E. einer hat im Verborgenen die Zahl 16 geschrieben, die soll er dupliren, giebt zwey und dreyßig. Zu dieser Zahl soll er z. E. 12 addiren, giebt vier und vierzig, die Summe, welche dem, der errathen soll, unbekannt ist. Diese Summe soll er halbiren, giebt zwey und zwanzig und laut anzeigen, von dieser muß er seine geschriebene Zahl sechszehne, abziehen, bleibt sechse, welches die Hälfte von zwölfe ist, nämlich derjenigen Zahl, welche man ihm zum addiren gegeben hat, welcher Rest denn also bekannt macht den Ueberrest über die Zahl, welche der andere zuletzt vor sich hingeschrieben hat, nämlich sechszehne, denn sechszehne und sechs macht zwey und zwanzig, hievon sechse, bleibt sechszehne, seine Zahl.

63. Errathen, an welchem Finger und an welchem Glied desselben jemand einen Ring habe.

Wenn jemand in einer Gesellschaft einen Ring heimlich an den Finger gesteckt hat, und man will errathen, welche Person es sey und an welchen Finger man ihn gesteckt habe, so muß man alle Personen ordentlich in die Reihe setzen und fragen, wer der erste seyn wolle. Desgleichen zählt man alle Finger, von dem rechten Daumen an, bis zu dem kleinsten linken Fin-

ger, deren also zehne sind. Alsdann sagt man zu einem in der Gesellschaft, daß er die Zahl der Person, die den Ring an hat, verdopple, und noch fünfe dazu thue, auch die Summe mit fünf multiplizire, ferner zu der herausgekommenen Zahl zehne addire und überdas noch die Zahl des Fingers, woran der Ring steckt, hinzuthue. Diese herausgekommene Zahl heißt man wieder multipliziren mit zehne, alsdann wird gefragt: wie viel man habe, zieht in der Stille davon ab dreyhundert und fünfzig, so wird der Rest ausweisen, was man verlangt. Die Person, die den Ring hat, wird angedeutet, durch die Hundert, die Zahl des Fingers durch die Zehner und die Zahl des Glieds durch die Einer. Z. E. Es hätte in einer Gesellschaft von zwölf Personen die neunte den Ring angesteckt. Man verdopple also neune, giebt achtzehne, dazu addirt man fünfe, giebt drey und zwanzig, diese multipliziert mit fünfe, macht hundert und fünfzehne, dazu addirt zehne, giebt hundert und fünf und zwanzig. Weiters füge man hinzu die Zahl des Fingers, daran der Ring steckt, nämlich achte, giebt hundert drey und dreyßig, diese Zahl wieder multiplizirt durch zehne, giebt eintausend, dreyhundert und dreyßig und endlich läßt man hinzuthun die Zahl des Gliedes, drey, giebt tausend dreyhundert und drey und dreyßig. So bald die Zahl entdeckt worden ist, zieht man ab dreyhundert und fünfzig, bleibt im Rest neunhundert drey und achzig. Folglich hat die neunte Person den Ring am achten Finger und dessen dritten Glied. Bleibt nach Abzug der dreyhundert und fünfzig eine Null übrig, so steckt der Ring am zehnten Finger.

64. Eine gemahlte Krähe schreyen zu machen.

Es wird in die Wand ein rundes Loch gebohrt. Hier hinein wird ein Frosch hinter sich geschoben und die Krähe, welche auf ölgetränktes Papier gemahlt seyn muß, wird über das Loch gehängt. Will man nun bey den Zuschauern Verwunderung erwecken, so halte man ein brennendes Licht zu dem Schnabel der Krähe, und wenn dieses der Frosch sieht, wird er anfangen zu quacken, die Umstehenden aber werden nicht einsehen können, wie es möglich sey, daß die gemahlte Krähe schreye.

65. Eine Feder zu machen, die von sich selbst Dinte giebt.

Man lasse sich eine kleine kupferne oder blechene Röhre machen, worein ein Gänsekiel bequem gesenkt werden kann. Unten muß diese Röhre so dünne seyn, daß kaum ein Griffel hinein gezwungen werden kann. Diese Röhre halte man unten mit dem Finger zu, gieße oben etwas Dinte hinein und stopfe es sodann oben mit einem Pfropf zu, unten aber stecke man eine kurze Feder hinein, damit die Dinte längs ab in dieselbe laufe. Geschieht es nun, daß die Dinte nicht allzeit herabfliessen will, so darf man nur den Pfropf ein wenig losmachen, dann wird man mit dieser Feder gar bequem schreiben und

viele Zeit ersparen können, die man sonst auf das Eintunken verwenden muß.

66. Eine Feder zu machen, womit man den ganzen Tag ohne Eintauchen schreiben kann.

Man schneide eine Feder aus einem dicken Schwanenkiel, giesse ihn voll Dinte und stopfe ihn oben mit einem langen Schwämmlein zu, so, daß die Dinte zulauft, so oft man ihn drückt. Mit dieser Feder wird man einen ganzen Tag ohne Eintauchen schreiben können.

67. Petersilien in wenig Stunden hervorzubringen, daß man sie sogleich geniessen kann.

Nehmt eine dicke, schwarze, fette Erde, füllt damit einen grossen und weiten Scherben, in der Höhe ungefähr eines Daumens damit an, thut in denselben den in Branntwein eingeweichten Saamen, so werden die Petersilien Sprossen hervorwachsen, daß man sie bald ausreissen und zum essen bereit machen kann.

68. Ein Gefäß zu machen, aus dem ein Messer hervorspringt.

Man lasse sich von einem Schlosser eine stählerne Feder machen von einem langen Schin, daß

daß man, wenn sie in die Rundung gebogen ist, sie in beyden Händen verbergen kann. Ein äußerer Theil derselben steht etwas höher als der andere, hat auch vier Löcher. Wenn man es nun in Gesellschaft vorzeigen will, so drücke man das höhere Theil unter das andere, stecke ein Rindlein hartes Brod dazwischen, stelle es also in einen leeren Hafen, daß das Brod über sich komme. Alsdann nehme man etlicher Personen Messer und stecke sie alle in den Hafen. Diejenigen aber, welche herausspringen sollen, steckt man in die Löchlein der Federn. Will man nun, daß die Messer herausspringen sollen, so gießt man heisses Wasser in den Hafen. Dadurch wird das Brod erweicht, und der gespannte Theil schnellt so sehr über sich, daß es die Messer heraus wirft. Um den Spaß anziehender zu machen, kann man z. E. sagen, man wolle errathen, welche Person in der Gesellschaft die verliebteste 2c. sey. Man hat aber das Messer derjenigen, auf welche man zielen will, schon zuvor in ein solches Loch der Feder gesteckt, daß nur dieses herausspringen kann.

69. Salat in wenigen Stunden hervorzubringen.

Um dieses Kunststück zu bewirken, nimmt man die Asche von Baum-Moos und altem gefaultem Mist, besprengt solches öfters mit Mistlacken und läßt es wieder an der Sonne oder am warmen Ofen trocken werden, daß durch solches öfteres Aufgiessen eine frische und weiche

Erde wird. Diese Erde thut man in ein glasirtes Gefäß, weil sich in dem unglasirten zu viele Feuchtigkeit einzieht. Will man sie brauchen, so befeuchtet man sie nach und nach, daß sie zum Säen taugt und setzt das Geschirr über ein gelindes Kohlfeuer. Dann nimmt man den Salatsaamen, welcher eine Nacht in guter warmer Mistlacke gelegen, säet denselben in die zugerichtete Erde und begießt dieselbe immer mit laulichtem Regenwasser, so werden bald Salatpflanzen aufschiessen und in drey Stunden zum Essen fertig seyn. Andere machen es so: Sie erwählen eine schwarze und recht fette Erde und bringen solche in ein recht weites Gefäß. Den Saamen weichen sie vier und zwanzig Stunden in Branntwein, oder scharfen Essig. Diesen säen sie in die Erde, so wird der Salat in einer Stunde hervorspriessen und in vier Stunden zum Essen gebraucht werden können.

70. Ein Gespenst zum erschröcken zu machen.

Man bedient sich hiezu manchmal der Krebse, denen man Lichtlein auf den Rücken setzt, oder sonst ausgeschnittener Figuren, darinn Kohlen schimmern. Nimmt man hiezu faules Holz, das bey Nacht leuchtet, setzt es den Krebsen auf den Rücken und prakticirt es jemand ins Schlafgemach, so wird der, welcher darinn liegt, wenn er erwacht, unterschiedliche sich bewegende düstere Lichtlein erblicken, wobey die Einbildung bald auch das ihrige thun wird. Künstlicher ist

ein Gespenst zu machen, wenn man ein leeres Rohr mit zwey Spiegeln also setzt, daß das eine Ende in ein oberes Zimmer geht und daselbst gegen eine fürchterliche Statue gestellt ist, so wird diese Statue in dem andern oder untern Spiegel, so bald man zur Thüre hinein sieht, erblickt werden, welches dann Einfältige für ein Gespenst ansehen.

71. Ohne Pulver zu schiessen.

Dies kann geschehen mit einem Schlüssel, den man mit Wasser anfüllt und stark mit Papier verstopft. Wird nun derselbe über ein brennendes Licht gehalten, wodurch die Luft sich stärker ausdehnt, so stößt sie den Stöpsel heraus und der dadurch verursachte Knall ist völlig einem Schuß ähnlich.

72. Einen Todtenkopf redend zu machen.

Unter den natürlichen Zaubereyen ist auch die Kunst nicht gering, einen Todtenkopf zur Sprache zu bringen. Unwissende werden dieses für unmöglich halten, wenn man ihnen aber sagt, wie es zugehe, so werden sie billig über sich selbst und die Kunst lachen. — Man läßt eine Tafel mit vier Füssen machen, unter welchen einer hohl seyn muß, dergestalt, daß von oben durch den Tisch und Fuß ein Loch oder hohler Kanal

gehe. Nun muß von der obern Stube auch eine Röhre in die untere gehen, über welche Röhre dieser hohle Fuß gestellt wird. Ueber die Tafel breitet man einen schwarzen Teppich aus und setzt auf den hohlen Fuß über das Loch auf den Tisch den Todtenkopf, vermacht die Fenster, damit es im Zimmer ganz dunkel wird, bemahlt die Wände allenthalben mit fürchterlichen Figuren, läßt auch wohl jemand mit grossen Ketten und eisernen Kugeln ein Gerassel erregen. Wenn dies geschehen und alles stille geworden ist, so hält der Sprecher in der untern Stube sein Ohr an die Röhre, und merkt auf, was von oben gefragt wird, antwortet denn der Frage gemäß in einem lamentablen Ton, so wird man glauben, der Todtenkopf rede, da es doch nur ein Betrüger im untern Zimmer thut.

73. Ein Getränk durch den Mund trinken und solches zum Aermel wieder herauslaufen lassen.

Dieses Kunststück besteht in einem hiezu bequemen Werkzeug, nämlich einem gedoppelten, doch heimlich eingelöteten Trichter, durch dessen Röhrlein oder Pfeifen man einen Theil Wasser oder Wein zuvor hinein gießt. Ist dies geschehen, so pflegt man von derjenigen Art Getränke zu fodern, dergleichen man in den untern Trichter hineingegossen hat. Hierauf nimmt man den Trichter, setzt den Mittelfinger auf das Loch der Röhre und begehrt von einem der

Umstehenden, daß man ihm den Trichter auf der Hand füllen möge. Ist dies geschehen, so trinkt der Taschenspieler das eingeschenkte aus und hält folglich das breite Theil des Trichters unterwärts, damit man sehe, daß nichts mehr darinnen ist. Unter gewöhnlichen Gauckeleyen thut er dann den Mittelfinger von dem kleinen Loch weg, hält den Trichter an den Aermel und läßt das, was zwischen beyden Trichtern verborgen ist, heraus laufen. Der einfältige Zuschauer glaubt dann, daß wirklich das zum Aermel heraus laufe, was durch den Mund ist getrunken worden.

74. Die Kunst Kupferstiche abzudrucken.

Man läßt klein geschabene venedische Seife und eichene Asche, eines so viel als des andern, auch etwas lebendigen Kalch in einem neuen Topf sieden, und mit dieser Lauge überfährt man mit einem Pinsel das gedruckte Papier fein sanft auf beyden Seiten. Dieses legt man zwischen weisse Blätter in ein Buch, welches hernach eine kleine Weile eingepreßt wird, so wird der Kupferstich abgedruckt werden. Was von Schrift darauf ist, fällt verkehrt aus, welches aber durch den Spiegel kann gelesen werden. Dies nämliche kann man auch mit Büchern thun, die erst gedruckt worden sind, und weil sie nur durch den Spiegel können gelesen werden, kann man sie als eine Seltenheit vorzeigen.

75. Drey Messer auf einer Nadelspitze sich drehen lassen.

Man steckt drey Messer an einander, in Gestalt einer Wage, woraus folgt, daß es Messer mit getheilten Schalen seyn müssen, sonst könnte man sie nicht in einander stecken. Ist es geschehen, so nimmt man eine Nadel und setzt die Messer nach dem Gleichgewicht darauf, so können sie auf der Nadelspitze herumgedreht werden. Sie können auch, wenn man nicht grob damit umgeht, nicht wohl herabfallen.

76. Ein Messer zu verschlucken.

Dieses Kunststück der Taschenspieler fodert nichts, als Geschwindigkeit. Indem sie das Messer schnell ergreifen, und sich stellen, als ob sie es hinunter schlucken wollen, lassen sie es in den Schooß fallen, machen dabey allerley saure Gesichter und fodern zu trinken. Indessen prakticiren sie es in die Hosentasche und bereden alsdann die Umstehenden, das Messer sey bey dem Schenkel herausgekommen.

77. Ein rothes Petschaft zu emailliren, so daß niemand vermögend ist, es abzudrucken.

Laßt euer Petschaft, es sey von Silber, Eisen, Stahl oder Messing, schief über einem bren-

nenden Licht mit Ruß anlaufen, legt es bey Seite, damit es erkühle, sonst klebt es im Lack. Indessen siegelt den Brief mit rothem Lack und druckt, wenn es ganz erkaltet, das schwarz berußte Petschaft darauf. Wenn dies geschehen ist, so haltet ein zusammen gerolltes und angezündetes Stück Papier mit einem subtilen Flämmlein brennend, nächst darüber her, so lange, bis die Fläche des Wachses wieder verflossen ist, alsdann laßt es wieder hart werden. Solchergestalt wird der Grund des Petschaftes schwarz, die Figuren aber roth erscheinen und die Oberfläche wird ein hartes Glas seyn. Man muß sich aber in Acht nehmen, daß von der Papierasche nichts darauf falle, oder die Flamme das Papier gelb mache.

78. Eine Schrift verbrennen, und sie auf der Hand wieder erscheinen lassen.

Mit diesem Kunststück kann man Unwissende sehr in Verwunderung setzen. Indessen besteht es blos darinn, man schreibt vermittelst seines eigenen Urins mit einer neuen Feder auf die Hand, die aber nicht schwitzen darf, deutlich und leserlich. Dies Geschriebene läßt man trocknen, und schreibt dann das nämliche mit Feder und Dinte auf Papier, in der nämlichen Grösse und Stärke, wie das, was man mit Urin geschrieben hat. Ist das Papier trocken geworden, so zündet man es an, verbrennt

es und streicht die Asche auf diejenige Stelle der Hand, wohin man mit Urin geschrieben hat. Sie wird dadurch schwarz und dann erscheint das nämliche, was man auf das Papier geschrieben und verbrannt hat. Noch besser, als Urin, ist starkes Zuckerwasser.

79. Einen Vogel, den man in einem Mörser zerstossen hat, wieder lebendig zu machen.

Hiezu muß man einen kleinen Mörser von weissem Blech haben, worinn ein doppelter Boden ist. Statt des obern Bodens setzt man eine Art von Fallthüre, wie ein hohler Zirkel, der an seinen beyden Achsen beweglich ist, so daß er auf der einen Seite hinabsinken und auf der andern sich in die Höhe begeben kann. Der übrige Raum, welcher auf dem Boden des Mörsers unter dem Fallboden ist, wird in zwey Theile abgetheilt, jedoch mit der Vorsicht, daß der Fallboden auf der einen Seite schwerer gemacht werde, damit er sich von selbst in eine horizontale Lage setze und den Raum verschließe. Die Einpassung und Verschliessung des Bodens muß so genau als möglich seyn. Hiezu gehört auch ein hölzerner Stössel. Wenn man nun in den verborgenen Raum einen lebendigen Sperling eingesperrt hat, so muß man noch einen andern nehmen, ihn in dem Mörser zerstossen und zeigen, daß er todt sey. Dann legt man ihn wieder in den Mörser, drückt mit dem Stössel auf die eine Seite des Bodens, die sich unterwärts drücken läßt, macht also, daß die Fall-

thüre auf der einen Seite hinabgeht, sich aber auf der andern Seite in die Höhe hebt, wodurch dem versteckten Vogel der Ausweg verschafft wird, der gemeiniglich schnell heraus fliegt.

80. Wasser im Sieb zu tragen.

Man mache einen Deckel, der mit einem Luftloch versehen ist, über das Sieb, dergestalt, daß keine Luft, ausser durch das besagte Loch, hinein dringen kann, so kann man das Sieb mit dem Wasser füllen, das Luftloch mit dem Daumen zuhalten und folglich das Wasser sicher tragen, ohne daß es heraus fließt.

81. Wein aus Wasser zu machen.

Man nimmt drey Maaß Wasser, ein Pfund kleine Rosinen, gelben Senf anderthalb Loth, Scharlachkraut anderthalb Quintlein, zerstößt und schneidet es, thut alles in ein Fäßlein, das neu und sauber seyn muß. Der Spont muß groß seyn, damit die Rosinen, die in ein Säcklein mit dem übrigen gethan werden, wieder herausgenommen werden können. Das Fäßlein füllt man mit lauem Wasser, macht es zu, setzt es in die Stube hinter den warmen Ofen und läßt es acht Tage lang stehen. Hernach

nimmt man das Säcklein heraus und thut einen starken Löffel voll Weinhefen hinein, so hat man nach der Vergährung einen delikaten Wein, den man in andere Gefässe ablaufen läßt.

82. Ein Faß, woraus man dreyerley Getränke abzapfen kann.

Das Faß muß vier Böden haben, einen oben, den andern unten und zween in der Mitte, daß es also in drey Theile oder Fächer für dreyerley Getränke, z. E. Wein, Bier und Milch, ausgetheilt werde. In dem Spont ist ein rundes Instrument, welches drey Löcher hat, aus welchen drey Röhren in die Fächer gehen. Darein steckt man einen Trichter, der drey Löcher am Zapfen hat, welcher gedrängt in das Instrument geht, nach den drey Röhren, also, daß wenn eins auf das Loch einer Röhre zutrift, die andern beyden vorstopft werden. Durch diesen Trichter kann man nun das Faß mit dreyerley Getränk füllen. Will man aber jedes besonders herauslassen, so daß sich keins mit dem andern vermische, so muß unten eine dreyfache Röhre seyn, deren eine in das erste Faß reicht, die andere in das andere und die dritte in das dritte. Hiezu kommt ein Hahn, auch mit drey Löchern, welche auf die Löcher der dreyfachen Röhre zutreffen, also daß wenn ein Loch auf das andere zutrifft, man allzeit nur ein Getränk heraus lassen kann. Man muß aber

das Stück bey dem Hahnen nicht vor das Faß heraus gehen lassen, sondern es muß innwendig in dasselbe gemacht werden.

83. Allerhand künstliche Spiegel zu machen.

a. Spiegel, in welchem die Gesichter schwarz, roth, gelb ꝛc. aussehen.

Wenn das Glas noch in der Glut des Glasofens steht, so darf man es nur mit ein wenig Farbe verderben, nachdem man nun hiezu eine wählt, nachdem wird auch das Gesicht dessen, der hinein schaut aussehen.

b. Spiegel, worinn ein Gesicht wie mitten entzwey geschnitten scheint.

Die Fläche dieses Spiegels muß ganz eben und wagrecht abgeschliffen seyn, die andere Seite hinten aber muß einen stumpfen Winkel und Rücken haben, so, daß sie in der Mitte hoch, an den Enden aber dünn und niedrig sind und hernach kann man sie mit einem Blättlein belegen. Wenn man nun hinein schaut, so scheint das Gesicht an dem Ort, wo die Schärfe ist, als ob es mitten entzwey geschnitten wäre.

c. Durch Spiegel Schießpulver anzuzünden.

Man streut das Pulver an einen gewissen Ort, nimmt dann fünf oder sechs glatte Spiegel, (nachdem die Sonne viel oder wenig scheint) stellt sie also, daß die Sonne aus jedem Spiegel, als in einem Punkt, bey dem Pulver die Stralen zusammen wirft, so wird alles Pulver in Brand aufgehen.

d. Brennspiegel schnell zu verfertigen.

Wenn man im Sommer eine gläserne recht rund geblasene Flasche voll Wasser an die Sonne setzt, so wird, wenn sie recht heiß ist, nämlich in der Mittagszeit, Schießpulver sehr geschwind angezündet werden können, wenn man es auf den Heerd dieses aus Wasser gemachten Brennspiegels legt.

84. Die Zeit auszurechnen, in welcher verschiedene Personen von verschiedener Fertigkeit, eine vorgelegte Arbeit fertig machen.

Es sind z. E. vier Personen, die eine Arbeit verrichten wollen. Die erste will sie allein thun und in einem Jahre vollenden, die andere in zwey Jahren, die dritte in drey und die vierte in vier Jahren. Nun ist die Frage, weil die

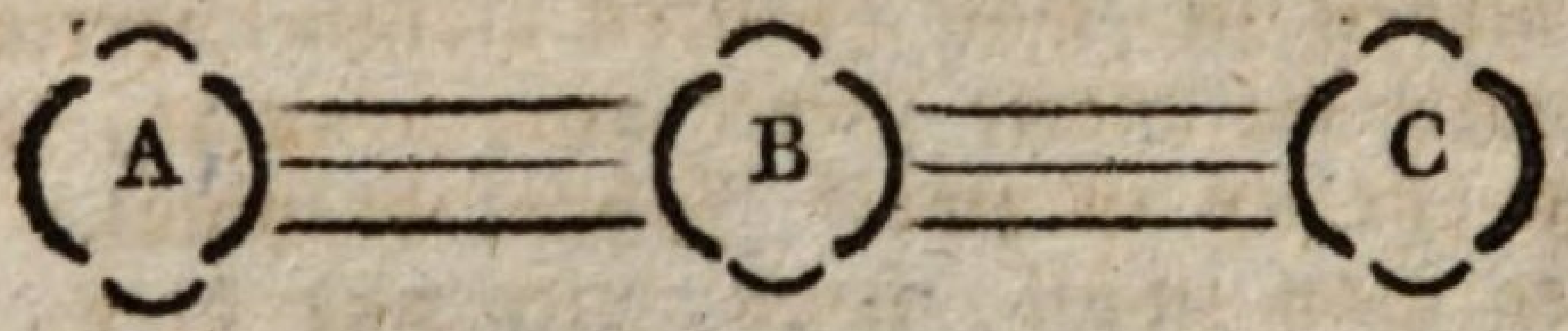
Arbeit eilends fertig seyn soll, wenn alle vier Personen Hand anlegen, in wie vieler Zeit sie die Arbeit vollenden möchten? Die erste will ihr Werk in einem Jahr verrichten, so geschieht es in zwölf Jahren zwölfmal, die andere will es in zwey Jahren verfertigen, so verfertigt sie es in zwölf Jahren sechsmal. Die dritte verspricht es in drey Jahren, so kann sie ihre Arbeit in zwölf Jahren viermal verrichten, und weil die vierte vier Jahre braucht, so verfertigt sie es in zwölf Jahren dreymal. Nun addire man zwölf, sechs, vier und drey, kommen fünf und zwanzig. Ferner fünf und zwanzig geben zwölf, was giebt eins? Kommt $24\frac{24}{25}$ Wochen.

85. Ein Stück ohne Mühe zu zerreissen.

Man binde eine Schnur von ziemlicher Dicke und etwa 5 Spannen lang an einen starken Nagel oder Kloben einer Thüre, lege die rechte Hand darauf, daß der kleine Finger gegen dem Nagel gewendet sey, lasse einer Spannen lang die Schnur zwischen dem Daumen herausgehen, schlage denselbigen Theil hinten unter die Schnur über die ganze Hand und wickele den übrigen Theil derselben zwey oder dreymal um den kleinen Finger, wende die Hand, daß die Schnur gleich auf dem Ballen innwendig auf der Hand aufliegt und thue einen Riß, so geht die Schnur, ohne daß man sich verletzt, entzwey, da sonst grosse Stärke dazu erfodert wird.

86. Mit einem Teller einen andern vom Tisch zu werfen, ohne daß sie einander berühren.

Man setze drey Teller A. B. und C. so, wie sie hier stehen,



lasse jemand die Hand auf den mittlern Teller B legen und ihn so hart halten, als immer möglich. Dann stoßt man den Teller A geschwind an den Teller B, so wird der Teller C von sich selbst von dem Tische hinab fallen.

87. Einen Teller, den jemand mit beyden flachen Händen in der Mitte hält, mit zwey Fingern aus der Hand zu schlagen.

Laßt jemand mit beyden ausgestreckten Händen einen Teller recht in der Mitte halten, so stark als er immer kann, stellt euch gegen ihm über, faßt die zween Zeigefinger, den linken oben an den Teller zu schlagen, den rechten unten, schlagt geschwinde mit beyden Fingern gegen einander, so muß er fallen und sollte er mit Riesenstärke gehalten werden.

98. Verschiedene Kartenkünste.

1. Ein Kartenblatt errathen, welches ein anderer im Sinn hat.

Man zählt ordentlich ein und zwanzig Kartenblätter auf den Tisch, (es thut solches jede ungerade Zahl) doch nur bey sich selbst, ohne daß die Zuschauer weder das Zählen, noch die Anzahl der Kartenblätter merken. Diese ein und zwanzig Karten theile man in drey Häufgen, so, daß in jedem sieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenspiels verwahrt man heimlich, damit die Zuschauer nicht nachsehen können, wie viel Karten man zu der Kunst genommen habe, wiewohl ungeacht dessen, die Kunst doch nicht würde verrathen werden. Indessen man die ein und zwanzig Karten in drey Häufgen hinzählt, läßt man jemand aus der Gesellschaft ein selbst beliebiges Blatt davon in den Sinn nehmen, es wohl merken und genau beobachten, in welchem Häufgen es liege, damit er nach dem Zählen sagen könne, in welchem Häufgen es sich befinde. Dann legt man die drey Häufgen auf einander, so, daß das Häufgen, in welchem es sich befindet, in der Mitte liege; hernach zählt man die Karten wieder wie vorhin in drey Häufgen und läßt die bemerkte Karte, in welchem sie jetzt liege, wieder anzeigen und thut dies abermals in die Mitte. Dieses wiederholt man auf die nämliche Art und Weise auch noch zum drittenmal. So ist denn das bemerkte Blatt ganz gewiß das mittelste unter den 21 Blättern, nämlich das eilfte, man mag nun von unten herauf, oder von oben herab zählen. Damit aber der Zu-

schauer die Kunst nicht errathe, so muß man die Karten unter dem Tisch zählen und das mittelste Blatt, als das bemerkte, hervorziehen, welches dann um so grössere Verwunderung erweckt.

b. Ein Kartenblatt errathen, das aus einem deutschen Spiel gezogen, von jemand bemerkt, alsdenn wieder hinein gesteckt und vermischt worden ist.

Alle Blätter des Kartenspiels werden aufrecht gestellt und wenn jemand eins herauszieht, so dreht man unvermerkt das Spiel um, und läßt das gezogene Blatt wieder einstecken. Hierauf mischt man die Karten und sucht dann die ausgezogene Karte, welches diejenige ist, welche verkehrt darinn steckt. Sollte derjenige, welcher die Karte gezogen und gemerkt hat, das Blatt umkehren, so muß man darauf genau Acht geben und ebenfalls das Spiel in der Hand umwenden, sonst scheitert das ganze Kunststück, weil es nur allein darauf ankommt, daß die gezogene Karte verkehrt im Spiel stecke.

c. Ein Kartenblatt, welches jemand aus dem Spiel gezogen, im Spiegel zu zeigen.

Man läßt jemanden ein Blatt aus dem Spiel ziehen, solches wieder hineinstecken, oder wohl gar zum Fenster hinaus werfen und zeigt ihm dann dies Blatt im Spiegel, entweder daß es darinn steckt, oder daß man es in

seiner Karte dafür halte und die Figur im Spiegel zeige. Hiezu gehört ein Kartenspiel, welches lauter einerley Figuren hat, z. E. lauter Herzkönige. Eins davon steckt man in den Spiegel, wendet ihn um, oder wo man sonst hin will, läßt nun getrost ziehen, allen andern das Blatt weisen und es wieder in das Spiel stecken. Man mischt, spricht zum Schein einige barbarische Worte und sagt nun, daß das Blatt im Spiegel — oder wo man es hin verborgen hat — zu finden seyn werde.

d. Eine ausgezogene und wieder vermischte Karte errathen, so daß sie allein an der Decke hängen bleibe, wenn man das Spiel hinauf wirft und alle übrigen herunter fallen.

Man lege alle Bilder des Kartenspiels auf einerley Art aufwärts, lasse eine ausziehen drehe das Spiel schnell herum, so daß die wieder eingesteckte verkehrt zu liegen kommt. Alsdann durchgehe man das Kartenspiel, suche die verkehrt liegende, bringe sie unvermerkt oben hinauf und beschmiere sie mit einem Gemenge von Kalch und weissem Wachs, welches unter einander geschmolzen worden ist; so wird sie als die oberste, wenn man das Spiel gegen die Decke oder Wand wirft, solche zuerst berühren und hängen bleiben.

e. Eine besehene Karte in eine andere zu verwandeln.

Man legt das unterste Kartenblatt dergestalt, daß es wie das oberste Blatt das Spiel bede-

cke, nämlich daß die hintere Fläche, welche weder Augen noch Bild hat, unterwärts sieht. Hierauf läßt man die oberste besehen und wider oben hin legen. Indessen läßt man die Hand um das Spiel sinken, so daß mit grosser Geschwindigkeit das ganze Spiel umgekehrt und also die oberste Karte zu unterst und die unterste zu oberst zu liegen komme. Alsdann läßt man diese neue oberste besehen und die Verwandlung ist da.

k. Eine Karte in einen Vogel zu verwandeln.

Man nimmt vier Blätter aus einem Kartenspiel, die übrigen leimt man alle auf einander und schneidet ein Loch darein, daß ein Vogel sich darinnen verbergen kann, welches, wenn das Kartenspiel ganz ist, oder wenn es gar zwey dergleichen sind, ganz wohl geschehen kann. Diese Karten muß man in einer blechenen Büchse halten, die so groß ist, als die Karten. Ein Blatt ist über dem Vogel und drey darunter, nämlich die vier zurückgehaltenen Blätter, die nicht auf einander geleimt sind. Wenn nun das vierte Blatt, welches der Vogel ist, davon fliegen soll, so zieht man die untersten Blätter und hebt alsdann die die zusammengeleimte Karte in die Höhe, so sieht jedermann nach dem Vogel und man kann inzwischen die Karten in die Tasche fallen lassen, doch daß es niemand wahrnehme.

89. Brennende Lichtlein oder Sternchen bey Nacht in die Luft zu schiessen.

Man läßt Erbsen in zerlassenem Speck ein Weilchen kochen, dann nimmt man sie heraus und läßt sie erkalten. Hierauf ladet man mit einem schwachen Schuß Pulver ein Gewehr. Auf das Pulver thut man ein wenig zerriebenes Pulver und ladet die Erbsen darauf. Auf diese wird wieder ein wenig zerriebenes Pulver geschüttet, und ein wenig Papier darauf gestossen. Schießt man bey Nacht diesen Schuß los, so werden die Erbsen wie brennende Lichtlein oder Sternchen erscheinen.

90. Ein volles Glas umzukehren, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Auf das Glas, welches mit Wein, Bier oder Wasser gefüllt ist, lege man ein Papier, das etwas dick ist und nicht durchschlägt. Auf das Papier hält man die Hand und kehrt die Hand mit dem vollen Glas um, thut alsdann die Hand von dem Papier weg, so wird die Flüssigkeit nicht aus dem Glas laufen und das Papier wird fest liegen bleiben.

91. Aus einem Ey eine Taube zu machen.

Man lege ein Ey auf die Tafel, nehme einen Hut, bedecke es und halte mit der Hand unter

dem Tisch die Taube verborgen. Dann hebe man den Hut auf und sage zu den Zuschauern, sie möchten das Ey wegnehmen. Während des Aufhebens wird die Taube geschwind unter den Hut gesteckt und wenn man ihn wieder aufhebt, so sitzt sie darunter.

92. Ein Licht zu machen, das sich von selbst anzündet.

Nimm ein Pfund Wachs, zwey Unzen Schwefel, zwey Unzen ungelöschten Kalch, und eine Unze Wallnußöl. Der Tacht wird aus Garn oder Cattun gemacht, die Kerze ins Wasser geworfen, so wird sie sich von selbst anzünden.

93. Feuer aus dem Wasser fliegen lassen.

Man nimmt ein Ey und macht in die Spitze oben ein Loch, schüttelt alles, was darinnen ist, heraus, nimmt lebendigen Schwefel und ungelöschten Kalch, rührt beydes unter einander, füllt das Ey damit aus und vermacht das Löchlein mit Wachs. Dies Ey legt man in ein Glas mit Wasser, thut die Hand geschwind vom Glase weg, so wird bald eine Feuerflamme aus dem Wasser heraus fliegen.

94. Ein glühendes Eisen ohne Verletzung in der Hand zu tragen.

Man nimmt Saft von Palma Christi, oder auch Schierlingssaft, netzt die Hand damit, so

kann man ohne Schaden ein glühendes Eisen angreifen.

95. Einen Teich brennend zu machen.

Der Kampfer ist von solcher Beschaffenheit, daß er ein unauslöschliches Feuer in sich hat, das man sogar unter Schnee und Eis hervorbrennen sieht. Wenn man daher Kampfer zu Pulver stoßt und auf stilles Wasser streut, so scheint der ganze See oder Teich in Flamme zu stehen.

96. Kugeln zu giessen, womit der beste Schütze keine Scheibe treffen kann.

Man nimmt sehr klein gefeiltes Bley und eben so viel lebendiges Quecksilber, läßt es in einem Schmelztiegel, oder eisernen Löffel, unter beständigem Umrühren, auf einem Kohlfeuer zerfliessen und gießt es sodann in einen Kugelmodel. So eine Kugel wird keine Scheibe treffen, auch nicht einen Menschen, wenn er auf sich schießen läßt.

97. Zwey Geldstücke in zwey Schnupftücher zu verbergen und zu machen, daß sie beyde in einem zusammen kommen.

Hiezu wird ein Schnupftuch erfodert, in welchem schon ein Geldstück vermacht ist. Als-

dann muß man das seinige nehmen, wie auch das von einem andern und sie über den Tisch ausbreiten. Die Geldstücke müssen von gleicher Grösse seyn, als das verborgene, deren jedes man in ein besonderes Schnupftuch legt. Den Anfang macht man bey dem Schnupftuch, worinn das Geld verborgen ist, woraus man mit Behendigkeit das Stückgen Geld nimmt, eben als wenn es dasjenige wäre, welches man vorher darauf gelegt hat. Hernach ergreift man mit gleicher Geschwindigkeit das mit dem Geldstückgen und thut sie hinein, die man doch erstlich herausgenommen hat. Man fragt beyde Personen, ob sie ihre Gelder in den Tüchern haben und sie werden es bejahen. Darauf giebt man ihnen das Schnupftuch, worinn das verborgene Geld ist, nimmt mit einer Schnelligkeit den Zipfel, worinn es genäht ist, schneidet ihn ab, doch daß nichts heraus falle. Endlich fragt man den, der das andere Schnupftuch hält, ob er das seinige nicht schütteln möge. Thut ers, so werden die beyden Stücke aus einem Schnupftuch heraus fallen, die vorher in zweyen verwahrt waren.

98. Einen Pfenning auf einem Strohhalm tanzen lassen.

Nehmt von Haber ein solches Körnlein, das oben das lange Kämlein noch hat, zieht es aus und klebt mit Wachs einen Pfenning daran. Dann macht mit einem Messer ein Schrämmlein in den Tisch, darein steckt das Kämmlein mit dem Pfenning, gießt Wasser daran und dann wird man mit Verwunderung erblicken,

wie sich der Pfenning etlichemal umdreht. Man kann auch statt eines Pfennings ein Kreuzlein von Stroh gebrauchen, welches noch grössere Verwunderung erregen wird.

99. Ein Zimmer vorzustellen, daß es mit den prächtigsten Tapeten geziert scheint.

Man füge drey, vier, fünf bis sechs oder mehrere dreyseitige, oder sogenannte Regenbogengläser in einer zur Größe dieser Gläser proportionirten Rahme, dergestalt an einander, daß sie sich nur mit den scharfen Ecken berühren, mithin an der einen Seite eine ebene und unzertrennte, an der andern Seite aber eine furchenähnliche Grundfläche formiren und also zusammen in die Rahme gefaßt, die Gestalt eines tragbaren Fensterchens bekommen. Dieses Fensterchen macht bey heiterm Himmel, statt eines andern Fensters, vor ein Zimmer, auf derjenigen Seite, da gleich die Sonne ihre Stralen hinein fallen läßt, also, daß die Furchenähnliche Grundfläche desselbigen Fensterchens auswärts sey, die andere aber innwendig. Die übrigen Fenster, Thüren, Löcher, Rizen u. s. w. beschließt, bedeckt und verfinstert aufs genaueste und sorgfältigste. Sobald nun die Sonnenstralen durch die dreyseitigen Gläser des mehrberührten Fensterchens in das Zimmer fallen, so wird dasselbe durchaus, so weit nämlich diese Stralen sich ausbreiten, aufs prächtigste gemalt scheinen. Werden diese Stralen noch ausserdem mit einem Hohlspiegel aufgefangen, oder auch mit einer Scheibe, darinn eine Quan-

tität vieleckicht geschliffener heller Christallgläser verfaßt, befindlich, so wird bald eine neue Lustschau von Farben sich darstellen, die der erstern ganz ungleich ist. Sieht man aber durch die dreyseitigen Gläser des Fensterchens hinaus, so wird alles auswendig vorkommende mit undenklicher Mannigfaltigkeit der Farben, welche von den erstern gleichfalls sehr verschieden sind, sich darstellen.

Register.

A.

Seite.

Aepfel zerschneiden, daß die Schale ganz bleibt. 27

B.

Baad — jemand im — schwarz zu machen. 28

Band zerreissen und wieder zusammen blasen. 24

Baum — einem — ohne Blätter über dem Feuer Blätter zu machen. 50

Becher, woraus man zweyerley trinken kann. 35

Berg — einen feuerspeyenden — zu machen. 13

Bett — ein — zu machen, worinn man ein Schlangenfeuer zu sehen bekommt. 32

Bilder zur Bewegung zu bringen. 36

Seite.

Bleykugel, mit der man auf einmal zwey Löcher schiessen kann. 49
Bliz — den — nachzuahmen. 38
Blumen — alle Farben der — zu verwandeln. 14
Brausen des Windes vorzustellen. 38
Briefe — geheime — zu schreiben. 52
Buchstaben — feurige — zu machen. 30

C.

Cometen im Zimmer vorzustellen. 32

D.

Degen — einen — ohne Schaden durch den Leib zu stossen. 37
Dinte — mehrere Arten von — zu machen. 55
Donner — den — nachzumachen. 35
Donnerpulver zu verfertigen. 51

E.

Eis in der wärmsten Stube zu machen. 44
Eisen — glühendes — in der Hand zu tragen. 84
Eisen wie eine Fackel brennen zu machen. 53

Seite.

Errathen, wie viel Geld iemand bey sich habe. 59
— — eine Zahl — die jemand geschrieben hat. 60
— — an welchem Finger und welchem Glied jemand einen Ring habe. 61
Eselskopf — einen Menschen mit einem — vorzustellen. 37
Ey — aus einem — eine Taube zu machen. 83
— in eine Bouteille zu bringen. 15
Eyer so groß man will zu machen. 27
— tanzen zu lassen. 30

F.

Faden — einen unverbrennlichen — zu machen. 28
Faß, woraus man dreyerley Getränke abzapfen kann. 74
Feder, die von sich selbst Dinte giebt. 63
— womit man einen ganzen Tag ohne einzutauchen schreiben kann. 64
Fest — die Kunst sich — zu machen. 39
Feuer aus dem Wasser fliegen zu lassen. 84
— auszuspeyen. 42
Feuerpulver, das sich in der Luft von sich selbst entzündet. 58
Figur, welche von sich selbst ein Licht ausbläßt und anzündet. 43

Seite.

Figuren — redende zu verfertigen. 24

Flamme — eine grüne — zu machen. 43

Funken — feurige — zu speyen. —

G.

Galgen-Männlein zu verfertigen. 23

Gefäß, aus dem ein Messer hervorspringt. 64

Geister zu citiren. 16

Geld in der Hand unsichtbar zu machen. 32

Geldstücke — zwey — in zwey Schnupftücher zu verbergen und zu machen, daß sie in eines zusamsammen kommen. 85

Gespenst zum Erschröcken zu machen. 66

Getränk durch den Mund zu trinken und beym Aermel heraus laufen lassen. 68

Glas — ein — in gewisser Weite abzuschneiden. 33

— volles — umzukehren, daß nichts heraus lauft. 83

Gold in der Hand zu schmelzen. 54

H.

Hände — die — ohne Schaden in Pech und Schwefel zu waschen. 43

Seite.

J.

Januarius Blut zu machen. 14

K.

Kalbskopf — einen gebratenen — blöcken zu lassen. 31
Kartenkünste. 79
Kreuz — ein — auf der Hand erscheinen zu lassen. 27
— von Stroh — sich bewegen lassen. —
Krähe — gemalte — schreyen zu lassen. 63
Kugeln zu giessen, welche nicht treffen. 85
Kupferstiche abzudrucken. 69

L.

Licht — ein — zu machen, das sich von sich selbst anzündet. 84
Lichtlein — brennende — bey Nacht in die Luft zu schiessen. 83

M.

Messer — drey — auf einer Nadelspitze sich drehen lassen. 70

Seite.
Messer — ein — zu verschlucken. 70
Milch in Blut zu verwandeln. 13

P.

Papier verbrennen und das darauf geschriebene doch zu lesen. 31
Pfenning — einen — auf einem Strohhalm tanzen lassen. 98
Petersilien in wenig Stunden hervor zu bringen. 64
Pettschaft zu emailliren. 70

R.

Regen und Regenbogen nachzumachen. 34
— und Hagel hören zu lassen. 38
Ring — einen — trocken aus dem Wasser zu ziehen. 54
Rose — eine rothe — in eine weisse oder grüne zu verwandeln. 13

S.

Salat in wenigen Stunden hervorzubringen. 65
Schiessen ohne Pulver. 67
Schrift — die leuchtende — 15

Seite.

Schrift — eine — verbrennen und sie auf der Hand erscheinen zu lassen. 71

Spiegel — allerhand künstliche — zu machen. 75

Steine aus freyer Hand zu zersprengen. 50

Stock — einen — auf dem Daumen zu tragen. 51

T.

Teich — einen brennenden — zu machen. 85

Teller — mit einem — einen andern, ohne anzurühren, vom Tisch zu werfen. 78

— mit zwey Fingern jemand aus der Hand zu schlagen. —

Teufel — den — im Glas zu zeigen. 29

Todte zu citiren. 16

Todtenkopf — der redende — 67

Todtenlampe — die magische 44

Tuch — ein — in Flammen setzen, ohne es zu verbrennen. 42

V.

Vergrösserungsgläser schnell zu machen. 34

Vogel — einen im Mörser zerstossenen — wieder lebendig zu machen. 72

Seite.

W.

Wasser im Sieb zu tragen. 73
Wein aus Wasser zu machen. —

Z.

Zauberlaterne zu machen. 45
Zauberspiegel zu verfertigen. 49
Zeit auszurechnen, in welcher verschiedene Personen eine Arbeit fertig machen. 76
Zerreissen — ein Stück — ohne Mühe. 77
Zimmer — ein — ohne Schaden zu entflammen. 16
Zimmer — ein — vorzustellen, daß es aufs prächtigste gemalt zu seyn scheint. 87

Das

Wunderbüchlein,

oder

Nachrichten von blauen Feuern, Irrwischen, Blut- Schwefel- und Froschregen, Todespropheten, Kometen, Wünschelruthen und andern merkwürdigen Dingen.

Zur Belehrung gegen den Aberglauben.

Aberglaube, meine liebe Leser! entspringt nirgend anders her, als wenn man die Natur nicht kennt. Von Jugend auf werdet ihr zu dieser so wichtigen Kenntniß nicht angeführt, und daher kommt es auch, daß ihr euch von den abentheuerlichsten Dingen überreden laßt. Ihr glaubt an Zauberey, wenn man euch in einem dunkeln Zimmer einen flammenden Todtenkopf erscheinen läßt, wenn man Bliz und Donner nachahmt, Todte zitirt u. s. w. weil ihr nicht wißt, daß alles dieses mit Hohlspiegeln, Elektrisirmaschinen und dergleichen, ohne sonderliche Mühe geschehen kann. Ihr wähnt Geister zu sehen, wenn ihr des Nachts einen Irrwisch erblickt, blos darum, weil ihr nicht wißt, wie die Irrwische oder Feuermännchen entstehen. Ihr zittert beym Blut- und Schwefelregen, weil ihr die natürliche Ursache davon nicht versteht.

Ueber diese und andere Dinge will ich euch Unterricht geben, und das alles blos darum, damit ihr vom Aberglauben frey werdet, und herumziehende Betrüger, die sich eure Unwissenheit zu Nutze machen, und über euren Verstand und euren Beutel herschen, euch nicht mehr mißbrauchen können.

1. Von blauen Feuern, Irrwischen und dergleichen.

Wer bey Nacht viel gewandert ist, wird öfters blaues Feuer, lechzende Flam-

men, fliegende Drachen, Feuermänner u. s. w. gesehen haben. Hat er dabey aus Angst gebetet, und dem lieben Gott seine Seele empfohlen, so ist vielleicht das Uebel ärger geworden. Diese Dinge haben aber eine sehr natürliche Ursache, und sind nichts weniger als Gespenster. Es geschieht nämlich zuweilen, daß wäßerige Feuchtigkeiten sich mit schweflichten Ausdünstungen, die aus der Erde kommen, vermengen. Das Wasser verhindert, daß die schweflichten Dämpfe sich nicht auf einmal entzünden können, sondern sie verbrennen langsamer, und bewegen sich vom geringsten Winde. Sie fliehen, wenn man sie verfolgt, und folgen dem nach, der vor ihnen flieht. Denn wenn man auf den Irrwisch, oder Feuermann losgeht, so stoßt man die Luft beständig vor sich her, und der Irrwisch muß dieser Bewegung der Luft folgen; flieht man aber vor ihm, so läßt man hinter dem Rücken einen Luftleeren Raum. Die Luft erfüllt denselben wieder, und da — wie gesagt — der Irrwisch ihrer Bewegung zu folgen genöthiget wird, so folgt er dem nach, der vor ihm flieht. Daß die Feuermänner sich nähern, wenn man betet, das geht ebenfalls sehr natürlich zu, denn der ängstlich Betende zieht die Luft an sich. Hingegen sollen sie entfliehen, wenn man flucht. Dies geschieht unstreitig mit einiger Hastigkeit und dadurch stoßt man die Luft von sich, und also auch den Feuermann. Das Fluchen ist nun eben zur Sache ganz und gar nicht nöthig, sondern alles andere, was die Luft wegzutreiben fähig ist, kann die nämlichen Dienste thun. Die Feuermänner sollen manchmal die Wanderer in Moräste oder Sümpfe führen; — richtig, denn an morastigen Oertern, sumpfigen

Plätzen u. s. w. werden sie, wegen der daselbst häufig aufsteigenden Dünste, am meisten angetroffen.

Die lechzenden Flammen brennen auch nicht, sondern leuchten nur. Man sieht sie am Haupt und den Haaren derjenigen, die im Finstern gekämmt werden. Streicht man die Katzen bey Nacht, so spritzt eben diese Flamme weg. Das kommt von den Ausdünstungen aus dem menschlichen und thierischen Körper.

Brennende Kugeln oder Feuerballen, die man manchesmal vom Himmel fallen sieht, und auch schon wie der Blitz gezündet haben, sind ein Klumpe, der aus schweflichten und andern dazu gekommenen Materien besteht, der, wenn das Feuer sich vertheilt, und von einander fährt, das Ansehen einer zersprengenden Bombe hat.

Wer diese und andere Lufterscheinungen für etwas Uebernatürliches hält, der forsche nur fleißig nach der Ursache, er wird aufhören sich zu fürchten, sobald er ins Klare sieht.

2. Vom Blut- und Schwefelregen.

Als ich noch ein kleiner Knabe war, sah ich bey meiner seligen Großmutter einen Kalender, in dem war ein Kupfer oder vielmehr Holzschnitt, worauf ein erschrecklicher Blutregen abgebildet war. Die Männerchen, Weiblein und Kinder knieten ängstlich auf der Erde und meynten, es werde der jüngste Tag kommen, auch war eine ganz gräßliche Beschreibung dabey. So oft es nachher regnete, fiel mir der Blutregen ein, und ich hatte Herzensangst, bis es vorüber war, weil ich immer fürchtete, es möchte der Blutregen kommen, und den Unter-

gang der Welt bedeuten. Hätt' ich damals schon gewußt, was ich jetzt weiß, woher er eigentlich entsteht, so würde ich mich auch nicht gefürchtet haben, und damit, wenn einmal plötzlich einer kommen sollte, ihr von dieser unnöthigen Furcht frey bleibt, will ich euch sagen, woher die Blut- und Schwefelregen kommen.

Wenn sich wässerichte Dünste von der Erde in die Höhe gezogen haben, in der Luft näher zusammenrücken und dicker werden, so fallen sie alsdann in Tropfen wieder herab. Daß dieses wahr sey, kann man daraus sehen, wenn man die flache Hand eine kurze Zeit über warmes Zugemüse hält, da setzen sich die wässerichten Dünste an, und wenn sie sich stark anhäufen, so fallen sie Tropfenweise herunter. Setzt nun zum Beyspiel ein Schlachtfeld, das Menschenblut in Strömen eingesogen hat, da werden die Dünste, die sich davon in die Höhe gezogen haben, wenn sie als Regentropfen wieder herabfallen, die Farbe des Bluts haben.

Noch eine andere und zwar öfters vorkommende Ursache kann der Blutregen haben, und das ist diese. Wenn die Schmetterlinge aus ihren Puppen hervorkommen, welches gemeiniglich zu Ende des Junius, oder zu Anfang des folgenden Monats bey warmer Witterung geschieht; so lassen sie einige Tropfen rothes Wasser fallen, welches dann Leute, bey denen das Eis des Aberglaubens noch nicht gebrochen ist, gemeiniglich für einen Blutregen und Vorboten eines nahen Krieges zu halten pflegen.

Auch vor dem Schwefelregen dürft ihr nicht erschrecken, denn im Grunde ist es nicht einmal Schwefel, sondern aller Wahrscheinlichlichkeit nach sind es nur Stäubchen von den im May

blühenden Fichten und andern Bäumen. Man sieht diesen vermeynten Schwefel oft im Frühling auf Gewässern. Sie bedecken manchmal die ganze Fläche derselben, und sehen weißlicht aus, sind aber so klein, daß man sie weder mit bloßen Augen, noch mit einem gemeinen Vergrößerungsglas, das etwas sechs und dreyßigmal größer vorstellt, recht unterscheiden kann. Schwefel kann es darum nicht seyn, weil diese Stäubchen sich mit dem Wasser durch und durch bis auf den Grund eines Gefäßes durch Umrühren vermischen, aber doch von selbst wieder in die Höhe kommen und oben schwimmen, da hingegen der Schwefel, der fast noch einmal so schwer ist, als das Wasser, darinn untergeht, wenn er gleich zu Mehl gerieben wird, so bald er nur rings herum naß geworden ist. Man hat im Jahr 1718 dergleichen auf dem Regenwasser gefunden, auch gesehen, daß es sich in der Flamme entzünde. Man weiß aber auch, daß eben in diesem Jahr die Fichtenbäume stark geblüht haben, und wenn der Wind stark in die Fichten und Tannen stieß, so soll es nicht anders gewesen seyn, als ob die Bäume von der Menge des gelben Mehls geraucht hätten, welches der Wind in die Luft herum zerstäubte.

3. Die Todtenuhr.

Habt ihr, liebe Leser! nicht zuweilen in euren Häusern, besonders in der Wand, ein Picken, wie das Schlagen einer Taschenuhr gehört? — „Ja, das war die Todtenuhr!“ — Wirklich? Wenn ich euch aber nun sage, daß diese vermeynte Todtenuhr nichts anders, als ein Wurm sey? — Und so ist es. Wenn eine gewiße Art Holzwürmer mit ihren hervor-

ragenden Rüsseln, auf eine ihnen natürliche Weise, nach Art der sogenannten Baumbicker, gewiße Schläge oder Stöße wieder das Holz thun, so entsteht dadurch das Geräusch, das einer schlagenden Sackuhr gleicht. Nun sagt man gemeiniglich, wenn dies Picken gehört wird, es sterbe jemand im Hause. Ums Himmels willen! was hat das Nagen eines Insekts, wie der Holzwurm ist, für eine Verwandtschaft mit dem Leben und Tod eines Menschen? Gott hat uns aus weisen Absichten, wofür wir ihm nicht genug danken können, den Tag und die Stunde unsers Todes verborgen. Aber wir schwache Menschen ersinnen zu unserer eigenen Quaal ausserordentliche Zeichen, die uns die ungewiße Stunde unsers Todes verkündigen sollen. Wenn es dreymal an der Thüre klopft, wenn etwas im Hause fällt, wenn die Sterne schiessen, die Hunde heulen, die Raben schreyen und dergleichen, so sollen solche höchst natürliche und zufällige Dinge den Tod eines Menschen bedeuten. Denket nur ein wenig nach, ob eine Verbindung zwischen so etwas und dem Leben oder Tod eines Menschen seyn könne. Ihr werdet den Ungrund bald selbst einsehen, und diejenigen verachten, die durch Aberglauben euch das Leben schwer zu machen suchen.

4. Das Geräusch in den Gräbern.

Dieses ist wirklich etwas weit bedenklichers, als die sogenannte Todtenuhr. So wenig diese mit dem Leben oder Tod eines Menschen zu thun hat, so gewiß hat es hingegen das Geräusch in den Gräbern. Zwar bedeutet es nicht, wie gemeiniglich unwissende Leute glauben, daß eine Seuche in ein Land kommen,

oder wenn sie da ist, lange anhalten werde, und daß der Tod zunächst die Verwandten und Angehörigen desjenigen treffen werde, in dessen Grab es rauscht, sondern die Ursache davon ist ganz eine andere.

Es kann manchmal ein Mensch in einer so großen Schwachheit oder Unmacht liegen, daß man nicht anders glaubt, als er sey gestorben. Und so ist durch diesen Wahn schon mancher lebendig begraben worden, und macht alsdann, um etwa noch Rettung zu finden, ein solches Pochen und Rauschen im Grabe, das man besonders in Mitternächten, wenn alles sehr stille ist, auf Kirchhöfen und Gottesäckern vielfältig hören kann.

Ich will euch zu desto größerer Glaubwürdigkeit einige wahrhafte Geschichten dieser Art erzählen. In ein gewißes Dorf kam eines Abends ein Bettler, welcher in der Gegend wohl bekannt war, und blieb in der warmen Stube, die allein noch offen war, über Nacht. Morgens kamen die Kinder, starrten den hinter dem Ofen unbeweglich sitzenden Mann an, und liefen mit lautem Geschrey davon. Man legte den erfrornen Mann bey Seite, und begrub ihn gleich des Abends. Das war nun freylich sehr unvorsichtig. Hätten sie ihn mit Schnee oder kaltem Wasser gerieben, und andere Vorkehrungen getroffen, die ihr aus Freund Beckers „Noth und Hilfsbüchlein" *) lernen werdet, so würde der Erfrorene wohl wieder zurecht gebracht worden seyn. — Kurz, der unglückliche Mann wurde

---

*) Auch das mit diesem Kunstbüchlein ausgegebene „Buch von den Hausmitteln" wird euch darüber belehren.

begraben. Schon in der ersten Nacht aber hörte der Nachtwächter ein Klopfen in dem Grabe des Bettlers, und gab sogleich dem Schulzen des Orts davon Nachricht, der ihn aber ganz kahl abfertigte und laufen ließ. Nachdem der Nachtwächter zum zweytenmal die Stunde rief, hörte er das Klopfen wieder. Er gieng abermals zum Schulzen, der endlich seiner dringenden Vorstellung Gehör geben mußte. Aber statt gleich Anstalten zu treffen, zeigte der unfreundliche Mann es erst am folgenden Morgen dem Oberbeamten in der Stadt an. Als er wieder zurück kam, öffnete man das Grab, fand den Bettler todt, aber der hatte sich aus Verzweiflung das Fleisch am Arm abgebissen, wahrscheinlich um dadurch eine Ader zu öffnen, damit er sich verbluten möchte.

Ein berühmter Mann unter den Gelehrten, Namens Duns Scotus, ist auch, weil er in einer dem Tod ähnlichen Unmacht lag, und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, zu früh begraben worden. Man öffnete sein Grab, in welchem man ein Pochen gehört hatte, und fand seinen Hirnschädel ganz zerstossen.

Ein Kardinal, Namens Spinola, wurde auch für todt gehalten. Man öffnete seinen Körper; aber indem das geschah, erwachte er aus der betäubenden Unmacht, und schlug dem Barbierer das Messer aus der Hand. Weil aber die Lunge schon ausgeschnitten war, konnte man ihn nicht mehr beym Leben erhalten.

Hier habt ihr nun die Ursache vom Geräusch in den Gräbern, und zugleich eine Warnung, mit euren Todten nicht so geschwind zum Grabe zu eilen. Ihr müßt Acht geben, ob das Gesicht erst welk, bleyfarbig und fast saffran-

gelb ist, ob alle Glieder starr und unbeugsam sind, ob sich die Haut über die Augen gezogen hat, der Augapfel gebrochen ist, und besonders der Todtengeruch oder die Fäulniß sich einstellt. Das letztere ist das einzig sichere Zeichen, daß der Mensch todt sey. Dann erst könnt ihr mit ruhigem Gewissen den erblaßten Leichnam der friedlichen Mutter Erde übergeben.

5. Der Sternputzen.

Nach der Meynung des Aberglaubens wird allezeit bey der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesetzt, je nachdem er leuchtet, ist auch des Menschen Schicksal beschaffen. Er wird reich, wenn der Stern schön glänzt, aber arm, wenn er nicht glänzt. — Daß bey der Geburt eines jeden Menschen ein neuer Stern an den Himmel komme, ist nicht wahr, und man sieht aus dem, was das Leuchten oder Nichtleuchten der Sterne bedeuten soll, was für Leute diese Meynung ausgebrütet haben, nämlich solche, die in den oft zufälligen Reichthum alle Glückseligkeit setzen, und nicht — wie sie eigentlich sollten — in ein rechtschaffenes Herz, einen gebildeten Verstand, Zufriedenheit mit seiner Lage u. s. w.

Wenn ein Mensch sterbe, sagt man ferner, so falle sein Stern, und dies soll diejenige Begebenheit seyn, die wir gewöhnlich das Sternputzen nennen, allein das kommt ganz und gar nicht von den Sternen her, sondern wenn sich schweflichte Dünste in der Luft entzünden. Sie sind eine gewisse Art von Blitz, und müssen nach der Seite schiessen, weil sie wegen der obern und dünnern Luft nicht in die Höhe, und wegen der untern, dickern Luft nicht herunter kommen können.

6. Todespropheten.

Ihr habt im vorhergehenden schon unterschiedliche Todespropheten kennen gelernt, aber das sind noch lange nicht alle; ich will euch noch mit mehrern bekannt machen, und zugleich ihren Ungrund zeigen.

Wenn die Eulen schreyen, so muß ein Mensch sterben. Ihr wißt doch, daß an Orten, wo Menschen krank liegen, viele faule Dünste entstehen, und die Luft verunreinigen, ferner daß es Thiere giebt, die von faulen Körpern sich nähren? Wenn sie nun von der Ferne her dergleichen wittern, so ist es natürlich, daß sie herbeyfliegen, und durch Schreyen ihre Gegenwart zu erkennen geben. Auf dies Geschrey können nun freylich Todesfälle erfolgen, aber wahrlich nicht deswegen, weil die Thiere da waren, sondern weil die Krankheit des Menschen den gefährlichsten Gipfel erstiegen hat, und die Natur nicht mehr auszuhalten vermag.

Wenn die Uhren schlagen, indem man läutet, so bedeutet es einen Todesfall. Man hört nämlich einen stärkern Schall, als gewöhnlich, und alles ungewöhnliche, auch das unbedeutendste, hat bey dem Aberglauben Bedeutung. Allein bey jeder Begräbniß wird mit mehrern Glocken geläutet, und da müßte es ja immer in der Familie wieder jemand kosten, das doch selten der Fall ist. Ueberhaupt, wie soll der Schall einer Glocke das Leben eines Menschen verkürzen und seinen Tod befördern können?

Wenn man einen Kranken kommunicirt, dann stirbt er bald. Dies ist ein Aberglaube, der unter dem Volk sehr im

Schwang geht. Unstreitig kommt es daher, weil man gewöhnlich den Geistlichen erst ruft, wenn der Tod schon auf der Zunge sitzt, und die Hoffnung zum Leben ganz verschwunden ist. Der Genuß des heiligen Abendmahls kann sich noch eine Weile verzögern, der Kranke wird indessen schwächer, und wenn er nun stirbt, so sieht man nicht auf die natürliche Ursache, nämlich daß sich seine Krankheit verschlimmert hat, sondern man hascht nach der unnatürlichsten, die Kommunion hat sein Ende beschleunigt, ohne daß man bedenkt, wie viele tausend Kranke nach genossenem Abendmal wieder gesund worden sind, und lange nachher noch gelebt haben.

In Wien kam vor einigen Jahren eine Frau in der Augustiner Kirche nahe bey einem marmornen Grabmal zu stehen. Zufälliger Weise brach es ein, und der Frau fiel ein Stück von der Sense einer Statue, die den Tod vorstellte, in die Kapuze am Mantel. Sie gieng nach Hause, und erzählte ihrem Mann sehr ängstlich, was ihr begegnet wäre. Dieser war so abergläubisch und furchtsam, daß er vor lauter Einbildung krank wurde und sich nebst seiner Frau den Tod prophezeyhte. Er starb wirklich einige Tage darauf, und die Frau starb vor Schrecken, über seine, wie sie glaubte, erfüllte Prophezeihung, den Tag hernach, und wurde neben ihrem Mann begraben. Einfältige Leute glaubten dann, der oben erzählte Zufall sey Schuld an ihrem Tod gewesen, da er doch blos Folge von der albernen Furcht und ihrem Schrecken war.

Der Tod schickt nach der Meynung des Aberglaubens einen eigenen Vogel seiner Ankunft voraus, dieser heißt der Todtenvogel. Mit

dieser Kreatur ereignete sich im Jahr 1786 eine kuriense Geschichte in der Stadt Anspach. Man sah nämlich auf dem Stern, oder der obersten Spitze des Thurms der dasigen St. Gumberts Stiftskirche einen Vogel, der, nach der Höhe des Thurms zu schliessen, von ziemlicher Größe zu seyn schien. Augenblicklich versammelte sich eine Menge Menschen um diesen Thurm, und staunte mit vielbedeutender Mine diesen Vogel an. Es brauchte nur wenige Minuten, um auf seinen beyden Flügeln Todtenköpfe — am andern Tag aber noch sieben dergleichen auf dessen Schwanz zu entdecken. Angstvoll sagte man sich ins Ohr: der Vogel habe aus dem Marktbrunnen getrunken, und Ströme von Feuer hineingespien, woran aber, wie ihr deutlich sehen sollt, kein wahres Wörtchen war. Fünf Tage lang machte man — wie bey Gellerts Mißgeburt

„An der die Ohren etwas größer waren,
„Als sie bey andern Kindern sind,

neue Zusätze. Man erklärte diesen die gräßlichste Furcht erregenden Gegenstand geradezu für den Todtenvogel. Endlich überzeugte ein Infanterieoffizier den Pöbel eines bessern, denn da der Vogel einmal sich wieder auf seinen vorigen Platz setzen wollte, — puff! schoß er ihn herunter, und da sah man dann, daß der Unglücksvogel mit neun Todtenköpfen, der Feuer gespien haben sollte, nichts — als ein gemeiner Sperber war.

Gut war es gewiß, daß der arme Sperber sogleich todt herab fiel; denn hätte er das Glück gehabt zu entrinnen, so würde der Aberglaube und seine Frau Schwester, die Dummheit, sicherlich noch weit schrecklichere Geschichten ausgebreitet haben.

Wenn dreyzehn Personen an einem Tisch sitzen, so stirbt eine davon. Sollte man wunderlicher und abentheuerlicher träumen können, als der Aberglaube wachend gedacht hat? Die Ursache, warum man der Zahl dreyzehn eine solche Mordsucht beylegt, soll in der Stelle des Evangeliums liegen, wo gesagt wird, daß Christus am Abend, da er das Osterlamm aß, mit zwölfen zu Tische gesessen sey. Also machte der Heiland und seine Jünger die Zahl dreyzehn aus, und einer von diesen dreyzehn, nämlich Judas Ischariot, stirbt bald hernach.

So witzig das Ding nun ausgedacht seyn mag, so ist doch ein arger Fehler dabey passirt, denn von diesen dreyzehn starb nicht nur Judas Ischariot, sondern auch Christus, also zwey. Es war aber nicht die unschuldige Zahl dreyzehn, sondern sein böses Herz, was den Judas zum Tode führte. — Wenn z. E. ein Vater eilf Kinder hat, und nebst seiner Frau mit ihnen zu Tisch sitzt, so sind es auch dreyzehn Personen, und es möchten der Fälle genug vorhanden seyn, daß sie zusammen lebend geblieben sind. Wenn in einer gewißen Zahl ein solcher fataler Umstand liegen könnte, so würde dadurch nicht nur der Wille des Menschen, sondern wohl gar Gott selbst, unter dessen Regierung alle Dinge in der Welt stehen, eingeschränkt werden. Keine Zahl, von allen möglichen, also auch nicht die Zahl dreyzehn, ist im Stande etwas Gutes oder Böses zu thun. Die Zahl dreyzehn ist zusammengesetzt aus zehn und drey. Jene hält man für eine vollkommene Zahl, und diese haben die Pythagoräer sogar für eine heilige angesehen. Nun kann doch ein Ganzes nicht schlechter seyn,

als seine einzelnen Theile, und was vollkommen, was wohl gar heilig ist, kann keine böse Vorbedeutung haben.

Es geschieht wohl zuweilen, daß unter dreyzehn Gästen einer gestorben ist. Nach Süßmilchs Berechnung *) stirbt in mittelmäßigen Städten, wie die meisten sind, in einem Jahr immer der sechs und zwanzigste, ohne daß man auf den Unterschied des Alters sieht. Alte Leute laden gemeiniglich auch Personen, die ihres Alters sind, zu sich zu Tische, und demnach ist es kein Wunder, wenn unter sechs und zwanzig Personen zwey, oder unter dreyzehn eine stirbt, besonders wenn man öfters Gastereyen anstellt, und sich durch unmäßiges Essen und Trinken das Leben selbst verkürzt.

Derjenige, der zuerst eine Gefährlichkeit in der Zahl dreyzehn für eben so viele an einer Tafel sitzende Personen fand, dachte gewiß weniger an diese Zahl selbst, als vielmehr daran, daß diese Zahl gewöhnlich größer ist, als sie etwa bey Mahlzeiten zu seyn pflegt. Nun aber finden sich unter einer beträchtlichen Anzahl von Gästen sowohl schwache als starke, sowohl mäßige als unmäßige, sowohl alte als junge Leute, kurz, verschiedene Leibesbeschaffenheiten, es sey nun von Natur, oder von Alter. Und es kann wohl nicht seyn, daß bey dieser Verschiedenheit von Leuten nicht einer oder der andere von der Zahl in einem Jahr sterben sollte.

Sitzen also, liebe Leser! je dreyzehn von euch an einer frohen geselligen Tafel, so laßt euch Wein und Braten und andere Gottesgaben nur

*) Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts.

nur fein wohl schmecken, ohne an die Zahl dreyzehn zu denken. Bereitet euch täglich zu dem großen und ernsthaften Schritt in die Ewigkeit, der euch, wenn der Herr des Lebens und des Todes einmal befiehlt, eben so gut treffen kann, wenn ihr allein oder mit zwölfen zu Tische sitzet. Wer wohl gelebt hat, wen keine Vorwürfe des Gewissens peinigen, wer seine Pflichten zu erfüllen gestrebt hat, der wird zu jeder Stunde dem Tode ruhig die Hand reichen.

Ehe ein Mensch stirbt, meldet er sich bey seinen Verwandten, oder bey dem Todtengräber an. Dies ist ein Aberglaube, der noch lange in den Köpfen spucken wird, und der so leicht zu vertilgen wäre, wenn man nur ein wenig nachdenken wollte. So lange die Seele des Kranken im Körper ist, kann sie schlechterdings ausser demselben nicht wirken. Hat sie ihn aber verlassen, so ist sie, als ein geistiges Wesen, nicht fähig, zu poltern, zu klopfen, in Schaufeln zu rasseln u. s. w. denn dergleichen Verrichtungen sind ohne einen Körper nicht möglich. Wenn die Seele vom Körper geschieden ist, findet sie wahrscheinlich ganz andere Gegenstände für ihre Aufmerksamkeit, als auf Erden Spuck und Rumor zu machen.

Wenn es in einem Grabe schmatzt, so stirbt jemand aus der Familie des Begrabenen. Das Schmazen in den Gräbern kommt sehr wahrscheinlich von nichts anders her, als von den Fleischfressenden Thieren, die sich darinn aufhalten, und die man von aussen hören kann. Wenn sich eines derselben den todten Körper so wohl schmecken läßt, daß es vor süßer Begierde schmatzt; so wüßt ich

wahrhaftig nicht, wie dieses auf das Leben oder den Tod eines Menschen wirken sollte.

Wenn die Eule an unserm Fenster schreyt, oder der Rabe über unserm Dache krächzt, so stirbt jemand von unserer Verwandtschaft. Ich habe schon oben dieses Aberglaubens erwähnt, finde aber nöthig, über das Eulengeschrey noch etwas beyzufügen. Die Eule ist von dem Schöpfer zum Nachtvogel bestimmt, und kündigt ihr Daseyn, wie alle übrige Nachtvögel, mit einem wilden und fürchterlichen Geschrey an, sucht die aus dem Schlaf auftaumelnden Vögel zu überfallen und hinterlistig zu erwürgen. Ihr Geschrey hat auch vielleicht noch eine andere Ursache, denn es kann, wie auf viele andere Thiere, die Veränderung des Wetters auf sie wirken. Wahrscheinlich hat der Aberglaube darum der Eule den traurigen Beruf angedichtet, den Tod der Menschen zu prophezeihen, theils weil ihr Geschrey so wild ist, anderntheils, weil sie sich einen traurigen Aufenthalt in dunkeln Höhlen, verfallenen Mauern und dergleichen wählt. Man könnte aber ebenfalls Beyspiele anführen, daß auf das Eulengeschrey gute Begebenheiten erfolgt sind, und folglich ist die Anwendung leicht zu machen, daß es nicht den Tod allein bedeute, wenn es je etwas bedeuten könnte.

7. Der Aberglaube vor und bey dem Begräbniß eines Menschen.

Man soll dem Sterbenden das Kopfküssen wegziehen. Dadurch glaubt man den Tod leichter zu machen, obwohl diese Vorkehrung gar leicht eine plötzliche Erstickung zuwegebringen kann.

Man muß die Fenster öffnen, damit die Seele hinaus kann. Die Seele als ein Wesen, das keinen Körper hat, bedarf des Fensteröffnens nicht; aber es kann von anderweitigem Nutzen seyn, nämlich den ungesunden Dünsten in der Krankenstube freyen Ausgang zu schaffen und freye Luft herein zu lassen.

Wenn jemand in einem Hause stirbt, so müssen Menschen und Vieh sogleich geweckt werden. Wenn dies nicht geschieht, den vernünftigen und unvernünftigen Kreaturen nicht gleich der Todesfall bekannt gemacht wird; so müssen sie auch sterben. Wenn man nicht gleich die Geräthschaften oder den Handwerkszeug des Verstorbenen in Bewegung setzt, so haben die Geschäfte nachher keinen guten Fortgang. Vor einiger Zeit starb zu Lippstadt ein Schmid in der Nacht. Die Frau ließ sogleich alle Hausgenossen wecken. Die Gesellen mußten auf den Ambos klopfen, den Blasebalg ziehen, die Werkzeuge durch einander werfen, und rufen: der Herr ist todt. Hierauf wurde jemand in die Viehställe geschickt, dieser mußte Kühe, Schaafe und Schweine aus dem Schlaf wecken, und ihnen gleichfalls zurufen: der Herr ist todt. Es ist schade, daß diese unhöflichen Thiere nicht gekommen sind, und in einer eigenen Visite ihr herzliches Beyleid bezeugt haben.

Wenn in Frankfurt am Mayn ein Weinhändler stirbt, so wird an allen Fässern geklopft, und gesprochen: der Herr ist todt! In manchen Gegenden lassen auch die Bauern, welche Bienen haben, diesen Thierchen den Tod ihres Herrn anzeigen. — Es bedarf wohl nur ganz geringes Nachdenken und einer sehr kleinen Erfahrung, um einzusehen,

daß dies ein Aberglaube von der elendesten Sorte sey.

Der Todte hat keine Ruhe im Grabe, wenn die Versprechungen, die er im Leben gethan hat, nicht erfüllt werden. Wenn der Mensch einmal gestorben ist, so hört alle Denk- und Erinnerungskraft auf. Kann er selbst also im Grabe, wo nur sein Körper, nicht aber seine Seele sich befindet, sich seiner Versprechen nicht mehr erinnern, so wüßt' ich wahrlich nicht, was ihm seine Ruhe stören sollte. Wahrscheinlich ist diese Sage von eigennützigen Leuten erdacht worden, denen ein Sterbender etwas versprochen hat. Damit sie es nun erhalten möchten, machten sie sich die Leichtglaubigkeit der Lebenden zu Nutze, die doch den Todten ihre Ruhe nicht wollten rauben lassen.

Manchsmal mag wohl auch einer mit dem Gedanken, der Verstorbene habe etwas versprochen, und könne nun, ehe es erfüllt sey, nicht ruhen, sich am Abend schlafen gelegt haben. Dieser Gedanke folterte ihn im Traume, er glaubte die verstorbene Person zu sehen, die ihn an ihr Versprechen erinnerte. Dies mag bey folgender wahren Geschichte vorgegangen seyn. Ein protestantischer Miller wohnte im Kirchsprengel eines katholischen Pfarrers. Bey einem Besuch, den der letztere bey dem Miller machte, versprach dessen ebenfalls protestantische Frau, ihm ein schönes Meßgewand zum Geschenk zu machen. Der Miller zog bald darauf von dem Ort weg, ohne daß seine Frau ihr Versprechen erfüllt hatte, und einige Monate darauf starb sie. Der Mann dachte nun wohl an das von der Verstorbenen gethanene Gelübde, hatte auch die Absicht, es zu

erfüllen; immer aber vergieng ein Tag nach dem andern, ohne daß er es that. Endlich erschien ihm, wie er sagte, des Nachts seine verstorbene Frau, und zupfte ihn einigemal am Finger. Sogleich erinnerte er sich an das Meßgewand, und — um seiner Frau in der Gruft Ruhe zu verschaffen — läßt er schnell eins verfertigen, lauft spornstreichs mit demselben zum Pfarrer, und bringts ihm zum Geschenk. — Die wahre Ursache dieser Erscheinung hab' ich schon oben angezeigt, und brauche sie nicht zu wiederholen.

Man soll dem Verstorbenen einen Rasen unter das Kinn legen. Wenn man durch den grünen Rasen, der auf den Leichnam des Verstorbenen gelegt wird, seine künftige Auferstehung andeuten wollte, so möchte dieser Gebrauch hingehen; allein man bedient sich seiner zu einer ganz andern Absicht. Man giebt nämlich vor, daß, wenn man den Verstorbenen den Daumen nicht aus der Hand thut, oder wenn man ihnen den Mund ganz frey lasse; so fiengen sie an, ihre Sterbekleider zu belecken, mit lautem Geräusch daran zu saugen, auch alles, was sie berührten, anzufressen, und vermöge einer sympathetischen Kraft würde die ganze Familie angesteckt. Durch den Rasen will man also verhindern, daß der Todte das Maul nicht soll aufthun können. — Dieser Aberglaube ist so abgeschmackt, daß er gar keine Widerlegung verdient.

Wer in einer Kirche begraben wird, ist dem Himmel näher. — Die Bibel sagt: Die Erde ist überall des Herrn und die darinnen sind; und das ist auch wahr. Wie oft geschieht es nicht, daß ein lasterhafter Reicher, weil er die Gebühr bezahlen kann, in die

Kirche begraben wird, und hingegen ein redlicher Armer sich jeden andern Platz, wo man für gut findet, ihn hinzulegen, muß gefallen lassen. Soll also jener, weil er seines Reichthums wegen Anspruch auf einen Platz in der Kirche machen kann, darum dem Himmel und der künftigen Seligkeit näher seyn, als einer, der vielleicht zehnmal besser gelebt hat? — Wie wiedersinnig! Eben darum sollte man an allen Orten, wo das Begraben in die Kirchen noch üblich ist, es abschaffen, weil es den Aberglauben begünstigt, den Hochmuth unterhält, das Gebäude selbst in Gefahr setzt, und — besonders an warmen Sommertagen — zu bösen Ausdünstungen Gelegenheit giebt, wodurch noch die Lebendigen vergiftet werden.

Wenn man einen Selbstmörder auf den gemeinen Gottesacker begräbt, so leiden in derselbigen Gegend die Feldfrüchten Schaden. Zur Zeit, als man den geweihten Boden eines Kirchhofs oder Gottesackers noch allgemein für ein Heiligthum ansah, den man durch keine verworfene Leiche wollte entheiligen lassen, indem man glaubte, Gott werde gleichsam zum Rächer des entweihten Bodens aufgerufen, und lasse an der Erde und ihren Gewächsen dafür Schaden entstehen; damals mag diese tolle Meynung aufgekommen seyn. Als wenn Gott, einem so erhabenen Wesen, daran gelegen seyn könnte, ob der Körper eines Unglücklichen hie oder da begraben liege. Die niedrigen Vorstellungen, die sich Menschen von dem Wesen der Gottheit machen, die Vorstellungen von einem immer zornigen Judengott — als wenn Zorn nicht Unvollkommenheit wäre, die in Gott gar nicht seyn kann — haben diesem Aberglauben in die

Welt geholfen. Und wahrlich dieser Aberglaube hat großen Schaden gethan, wovon ich euch ein paar Geschichten zur Probe erzählen will.

Friedlieb Schwach, ein Mann von etlich vierzig Jahren, erhenkte sich in einem Wald an einen Buchbaum. Der Strick ist eine birkene Weyde, die er in der frühen Dämmerung erst mühsam im Walde aufsuchen muß, bis er sie findet. Seine geschäftigen Hände, die von der Mitternachtstunde an noch ein Gebetbuch hielten, wanden nun mit Anbruch des Tages emsig eine Weyde, und machten sie beugsam und geschickt, den dürren Hals in einen engen Raum zu zwingen, und die Luftstrasse zu verstecken. Er kroch den Baum hinauf, zwölf Fuß hoch, machte seinen birkenen Strick an eine starken Ast und an seinem Halse fest, seufzte und — stürzte sich nieder. Sein Leben war sonst, nach dem Zeugniß aller seiner Mitbürger, gut, er übte keine Ungerechtigkeit aus, ob ihn gleich sein Temperament zur Habsucht neigte. Sein aus ungefähr zehntausend Gulden bestehendes Vermögen machte ihn gegen ferneren Gewinnst ziemlich gleichgiltig. Sein tiefsinniger Gang, der starre Stand seiner Augen, und seine Liebe zur Einsamkeit zeugten genugsam davon, daß die Melancholie über ihn mächtig geworden sey. Er taumelte lange in dem Irrlicht seiner Sinne herum, und glaubte seinen unglücklichen Zustand nicht besser zu enden, als wenn er sich das Leben nähme. Kaum erfuhren seine schreckliche Geschichte die Bewohner eines nah gelegenen Weilers und der Stadt, als sie sogleich Wache hielten, und Anstalten machten, dem Unglücklichen das Begräbniß auf dem Kirchhof zu verwehren. Zwar machte man ihnen nicht nur alsobald die weisen

Verordnungen ihrer Landesherrschaft bekannt, nach welchen er auf den gewöhnlichen Gottesacker sollte begraben werden, sondern man fügte diesen Verordnungen noch die bündigsten Vorstellungen bey, und unterließ nichts, den Aberglauben in seiner Blöße darzustellen. Allein umsonst, — die Gährung wurde immer grösser, und obgleich eine benachbarte Bürgerschaft in völliger Rüstung aufmarschirte, um mit Gewalt zu bewerkstelligen, was Güte und vernünftige Vorstellungen nicht auszurichten vermochten; so mußte sie doch unverrichteter Dinge wieder abziehen, so, daß der Fürst genöthigt wurde, Husaren zu schicken, welche aber ihre Absicht auch nicht eher erreichen konnten, als bis sie die Säbel blitzen ließen. Man begrub also den unglücklichen Selbstmörder auf den Gottesacker, und hat nicht gehört, daß den Feldfrüchten Schaden zugegangen wäre.

Eine ähnliche Geschichte trug sich im Jahr 1776 zu Graiz im Vogtland zu, wo der jüngste Sohn eines Kaufmanns sich im hitzigen Fieber erhenkte, und wo über das ihm verweigerte Begräbniß ein förmlicher Aufruhr entstand.

Wenn die Menschen aufmerksamer wären, so würden sie leicht finden können, daß der Hagel, oder die Wasserfluten schon tausend Felder verwüstet haben, in deren Gegend vielleicht nie ein Selbstmörder auf den gemeinen Gottesacker ist begraben worden, und eben so würden sie im umgekehrten Fall finden, daß Felder den reichsten Segen viele Jahre lang getragen haben, wenn man gleich so menschlich war, dem Selbstmörder ein ehrliches Grab zu gönnen. Der Mensch steht und fällt seinem Herrn! diesem kommt es zu, über seine That zu richten,

und nicht uns. Er allein weiß es, in wie weit der Unglückliche Strafe oder Mitleid verdient. Das letzte ist für uns allezeit, nie aber voreilige Strafe zu erkennen, Pflicht.

8. Der Aberglaube bey Trauungen.

Es müssen nicht mehrere Paare zugleich, sondern jedes besonders getraut werden. Geschieht dieses nicht, so, sagt der Aberglaube, hat ein Paar wenigstens eine mißvergnügte Ehe.

Wenn man vor dem Altar steht oder kniet, so müssen Bräutigam und Braut so nah als möglich zusammenrücken. Dieses Zusammenrücken soll verhindern, daß etwa anwesende böse Leute nicht zwischen ihnen durchsehen, und Uneinigkeiten in der Ehe stiften können. — Es ist doch wahrlich kein vernünftiger Grund einzusehen, wie man daraus, daß mehrere Personen zusammen getraut werden, oder daß die Brautleute nicht ganz fest an einander bey der Copulation stehen, etwas Böses herleiten konnte. Gesetzt, daß das Volk so fest an die Kraft des sogenannten geistlichen Segens glaubt, so denk ich, müßte er ja eben so kräftig bey der Copulation seyn, wenn er mehrern zusammen ertheilt wird, als er bey andern Gelegenheiten seyn soll. Für die Nothwendigkeit des nähern Zusammenrückens aber wüßt ich nun gar nichts — selbst im Zeughaus des Aberglaubens — zu finden.

9. Aberglaube an besondere Tage.

Man muß am Montag kein Geschäft anfangen, auch kein Kind an diesem Tage zum erstenmal in die Schule

bringen. Der Abergläubische glaubt steif und fest, jede Unterhandlung, die man am Montag beginne, habe einen unglücklichen Ausgang. Wenn aber je ein Geschäft am Montag nicht rechten Fortgang haben will, lieben Leute, so ist daran nicht dieser Tag an sich schuldig, sondern — ohne abergläubisch zu seyn, können wir eine andere natürliche Ursache finden.

Daß öfters Leuten, die gewohnt sind, alle Geschäfte gerade mit einer neuen Woche anzufangen, etwas mißlingt, kommt daher, weil sie die gelegenste Zeit zur Arbeit haben verstreichen lassen. Kommt nun der Montag heran, so finden sich vielleicht Hindernisse, die Lust zur Arbeit vergeht, und so schiebt man alsdann die Schuld nicht — wie man eigentlich sollte — auf sich selbst und seine Trägheit, sondern auf den Montag, der doch gar nichts dazu thut. Vielleicht haben unsere Vorfahren durch diese Art von Sprüchwort uns die Lehre geben wollen, kein Geschäft, das uns zu vollbringen zukommt, aufzuschieben, sondern es plötzlich vor die Hand zu nehmen.

Gleiche Bewandtniß hat es damit, daß man ein Kind nicht am Montag zum erstenmal in die Schule bringen soll, denn nun soll es gleich eine Woche hindurch zwey ihm ganz ungewöhnliche Dinge thun: stille sitzen und lernen. Fängt es dagegen z. E. mit einem Freytag an, so kommt gleich der Sonnabend und dann der Sonntag. Nun sehnt es sich gegen den Montag gewiß schon wieder in die Schule, die ihm eben etwas neues geworden war, und die es nun schon wieder anderthalb Tage nicht gesehen hat. So wird der erste unangenehme Eindruck bey dem Kinde vermindert, und auch das ist ein Vortheil; und war wenigstens zu

der Zeit sehr wichtig, da man die Kunst noch nicht verstand, dem Schüler das Lernen zum Vergnügen zu machen.

Abergläubisches Allerley.

10.

Man muß keine Schaalen von gesottenen Eyern ganz lassen, denn wenn jemand, der das Fieber hat, daraus trinkt, so bekommt der, welcher die Eyer genossen hat, sein Fieber. Der beygefügte Grund ist einer der albernsten Aberglauben, denn den möcht ich sehen, der irgend eine Verwandtschaft zwischen Eyerschaalen und einem Fieber herausfinden kann; aber die Regel selbst ist allerdings sehr gut. Wenn die ganzen Eyerschaalen auf den Hof geworfen werden, so zerpicken sie die Hüner, und sonderlich die Hähne, wie jeder, der Hüner hat, täglich wahrnehmen kann. Haben die Hüner dies öfter gethan, so gewöhnen sie sich, auch ganze Eyer, die sie finden, oder selbst gelegt haben, zu zerpicken und zu fressen. Der Landwirth, der diese Beobachtung zuerst machte, fürchtete vielleicht, wenn er seinem Gesinde diesen Schaden begreiflich zu machen suchte, so möchte dasselbe doch saumselig seyn, und drohte daher mit dem Fieber, wenn man die ganzen Schaalen nicht zerbreche; und von Stund an zerschlugen sie selbige so klein, daß kein Huhn mehr daran pickte.

11.

Alle Hausmittel müßen stillschweigend und dreymal gebraucht werden. Geschieht es stillschweigend, so wird weder die Zeit durch unnützes Geschwätz verloren, noch wird man sonst gestört, und was dreymal

geschieht, wird doch wenigstens einmal recht geschehen.

12.

Es ist nicht gut, daß ein Messer auf dem Rücken liegt. Richtig! denn es könnte sich leicht jemand an der aufwärts gekehrten Schneide verletzen. Es ist also auf alle Fälle sicherer, man lege es auf die flache Seite.

13.

Es ist nicht gut, wenn man mit ausgestreckten Armen in der Thürschwelle steht. Freylich wär es besser, man stünde nicht so müßig; denn man könnte indessen etwas nützlichers verrichten.

14.

Es ist nicht gut, wenn ein Brod mit der Oberrinde auf dem Tisch liegt. Allerdings ist es sicherer, und liegt fester, wenn man es auf die flache Seite der Unterrinde legt.

15.

Es ist nicht gut, wenn ein Hase über den Weg läuft. Warum? — Weil es besser wäre, wenn er in der Schüssel läge.

16.

Es ist nicht gut, einer Henne die Eyer zum Ausbrüten in gerader Zahl unterzulegen, vielmehr soll man immer eine ungerade Zahl dazu nehmen, als 11, 13, 15, 17 u. s. w. Die guten Hausmütter thun das freylich aus Aberglauben, allein es läßt sich doch eine gründliche Ursache angeben, warum es nicht gut ist. Die Eyer liegen nämlich, vermöge ihrer länglichten Form in einer ungeraden Zahl weit dichter und bequemer beysammen, oder lassen sich besser in einander schichten, als in einer geraden Zahl.

Wie viel aber an der sichern, festen und bequemen Lage der Brüteyer gelegen sey, ist jedem Hauswirth bekannt.

17.

Wer den Blutfluß hat, lasse einen lebendigen Frosch in der Hand sterben, oder binde eine getrocknete Kröte unter die Achsel. Man kann dadurch vielleicht kurirt werden, aber blos darum, weil man vor diesen Thieren Abscheu hat. Dieser Abscheu macht, daß sich die Gefäße der Haut zusammen ziehen, und den Ausfluß des Bluts verhindern.

18.

Wenn Rosenblätter im Bach sich nicht trennen, so wird die Ehe zu Stand kommen. Wenn ein Liebhaber und eine Geliebte Rosenblätter in einen Bach werfen, und die Blätter sich ungetrennt begleiten, so prophezeihen sie sich einen glücklichen Ausgang ihres Romans. Allein wer sieht nicht mit halben Sinnen ein, daß es äusserst zufällig sey, ob zwey Rosenblätter auf der Fläche eines Wassers beysammen bleiben, oder von einander wegschwimmen. Aber so ist der Mensch! Um sein zweifelndes Herz zu beruhigen, nimmt er lieber zu den zufälligsten Dingen seine Zuflucht, als daß er den Ausgang einer Sache ruhig der Vorsehung Gottes überliesse.

19.

Der Hungerbach lauft, es kommt theure Zeit. In einer jeden Gegend giebt es gewisse Brunnenquellen, die nur selten Wasser haben. Fließen sie, so ist es eine Anzeige, daß es bald regne. Ein nasser Sommer aber ist beynahe allen Früchten der Erde schädlich,

daher ist die Bauernregel richtig, wenn anders nicht großer Fruchtvorrath im Lande ist: giebt es einen nassen Sommer, so folgt gerne das nächste Jahr eine Theurung.

20.

Garn, das von jüngern als sieben jährigen Mädchen gesponnen wird, ist von herrlicher Wirkung. Das daraus gewebte Tuch soll gut seyn für die Gichter, vor Hexerey bewahren, Soldaten, die es tragen, sollen in der Schlacht Schuß- und Stichfrey seyn. Wenn man beym Schiessen auf die Scheibe das Gewehr damit lade, so gewinne man allzeit das Beste. — Eine andere natürliche Ursache ist hiebey nicht einzusehen, als diese: Man legt dem frühen Garnspinnen junger Mädchen darum so viel Kraft bey, damit sie noch ganz frühe sich zur Arbeit gewöhnen möchten. Denn es ist ein wahres und durch Erfahrung bestätigtes Sprüchwort: „Jung gewohnt, alt gethan.“

21.

Ein Kind am Sonntag geboren, sieht Gespenster. Einige wollten Gespenster sehen, andere, die mehr Redlichkeit und weniger Aberglauben besaßen, sahen keine. Die Ursache wurde endlich ausfündig gemacht, daß nur Sonntagskinder Gespenster sehen können. Jetziger Zeit gehört schon mehr zu. Einige sagen, nur diejenigen können Gespenster sehen, die am neun und zwanzigsten Februar (welcher Tag nur alle vier Jahre einmal vorkommt) geboren werden. Künftig wird man wohl in der ersten Viertelstunde eines Jahrs — oder gar eines Jahrhunderts geboren seyn müssen, um diesen Vorzug zu besitzen. Kein Wunder

auch, denn die Anzahl der Gespenster nimmt jedes Jahr ab.

Mit den meisten Gespenster Geschichten mag es wohl ungefähr die Bewandtniß haben, als ich mich einer aus meiner Jugend erinnere. Einer meiner damaligen Schulkameraden, ein Knabe von 10 bis 11 Jahren, reiste zwölf Stunden weit von Hause. Er erzählte uns übrigen nach seiner Zurückkunft von der Reise, ohne eines Gespensts zu gedenken. Als aber einer aus unserm Zirkel ihn fragte: Hast du nichts von Gespenstern gesehen? da antwortete er schnell: nichts, als einen schwarzen Kopf, der aus der Erde hervorguckte. In reifern Jahren erinnerte ich mich dessen, und fragte: warum er damals so sehr gelogen habe? Ich hätte, erwiederte er, an kein Gespenst gedacht, wie ich denn auch natürlich keins gesehen habe, wenn ihr nicht durchaus hättet haben wollen, ich müßte nothwendig auf der Reise eines gesehen haben. Meiner Eitelkeit, auffallende Dinge zu erzählen, und eurem Aberglauben habt ihr die Lüge zu danken.

22.

Wenn eine Maus an einem Kleid nagt, so bedeutet es Unglück. Allerdings, denn das Kleid wird dadurch verdorben, und das ist für einen sparsamen Hausmann immer ein Unglück.

23.

Wer einen Diebsdaumen hat, ist glücklich. In verschiedenen Raritäten Kämmern findet man alte, in Gold und Silber gefaßte Daumen, welche vormals ohne Zweifel gewinnsüchtige Spieler bey sich getragen, und sich davon ein ganz besonderes Glück versprochen haben. Wirthsleute glauben, daß ein sol-

ches Glied viele Gäste herbeyziehe. Fuhrknechte lassen einen Diebsdaumen in ihre Peitsche einflechten, und schreiben ihm die Kraft zu, daß er den Wagen nicht sinken lasse.

Der Daumen ist der führnehmste und stärkste Finger der Hand. Fast alle Völker haben ihn hoch gehalten, und sich seiner zu Sinnbildern und Deutungen bedient. So war z. E. bey den Römern das Drücken des Daumens ein Sinnbild der Gewogenheit. Verschiedene Denkmäler des mittlern Zeitalters zeigen, daß der deutsche Adel den große Siegelring am Daumen getragen habe. Das nämliche thaten die Doktoren, und man sah den Daumen als ein Sinnbild der Treue und Redlichkeit an. Auch drückte man zuweilen in Urkunden deu Daumen statt des Sigills auf. — Warum nun aber eben ein Diebsdaumen glücklich machen soll? — Von Dieben, die am Galgen hangen, kann man ihn leichter bekommen, als von Begrabenen, und das Galgengeräthe hat der Aberglaube allzeit für sehr wirksam erklärt. Wer das Seinige treu thut, fleißig arbeitet, folglich sich seinen Unterhalt reichlich erwirbt, der wird glücklich seyn, und braucht keinen Diebsdaumen, der ihm sicherlich nichts helfen wird.

24.

Diejenigen Kleider, die am Charfreytag in die Sonne gehängt werden, bekommen weder Motten noch Schaben. — Die Charwoche ist gemeiniglich im Monat Merz, in welchem eine heftige, durchdringende Luft weht, wodurch die Motten und Schaben aufgerieben werden können. Wer viel in der Merzenluft ist, oder auf dem Boden liegt, bekommt das Kopfweh, auch wird

das

das Regenwasser in diesem Monat nicht leicht faul.

25.

Wenn man Nachts zu Bette geht, und löscht das Licht so aus, daß es umgekehrt in den Leuchter eingesteckt wird; so kann niemand vom Schlaf erwachen, wofern in selbiger Nacht Diebe in das Haus kommen. — Mit dem Erwachen hats nun seine guten Wege; aber Lichter, so ausgelöscht, sind im Fall der Noth sehr schwer wieder anzuzünden.

26.

Wenn am Sylvesterstag die Maulwurfshügel abgetragen werden, so wirft der Maulwurf selbiges Jahr nicht mehr. — Richtig! denn der Sylvesterstag ist der letzte Tag im Jahr.

27.

Für den Biß eines wüthigen Hundes hilft nichts besser, als der St. Hubertusschlüssel. Diesen Schlüssel soll man glühend machen, und dem gebissenen Menschen die Wunde brennen. Wie aber das Reich des Aberglaubens nie mit sich selbst eins ist, so sagen einige: die wohlthätige Kraft dieses wunderbaren Schlüssels wirke nur auf das Vieh, und es sey Vermessenheit, ihn bey Menschen anzuwenden. Wir wissen aber nun besser, daß für den tollen Hundsbiß die Maywürmer Latwerge und noch mehr die Blätter und Wurzeln der Belladonna oder Wolfskirsche, (welche zuweilen von Kindern statt Heidelbeere gegessen worden ist, und sie getödtet hat,) ein zuverläßigers Mittel sind, als der vom Aberglauben für besonders gesegnet gehaltene Schlüssel des heiligen Hubertus.

28.

Wenn ein Komet erscheint, so bedeutet es Krieg, oder es stirbt ein grosser Fürst. Zu diesem Aberglauben ist man wahrscheinlich dadurch gekommen: die Kometen sind, wie ich nachher zeigen werde, nicht immer sichtbar. Fügte es sich nun ein, zwey, dreymal, zufälliger Weise, daß auf die Erscheinung eines Kometen Krieg erfolgte, oder irgend ein grosser Herr starb, (Fälle, die wohl ohne den Kometen passirt wären) so mußte dieser unschuldige Stern es prophezeiht haben. Allein wie geht das zu? Ein Komet wird gemeiniglich von einem grossen Theil des Erdbodens, von mehrern Ländern zugleich gesehen, und doch ist es nicht zu läugnen, daß, wenn in einem Land Krieg war, er nicht überall regierte, daß oft in einem Land ein Fürst stirbt, da hingegen in einem andern einer geboren wird. Es ist also ein augenscheinlicher Widerspruch, daß die Erscheinung eines Kometen allzeit Unglück bedeuten soll. Damit ihr diesen Aberglauben noch mehr einsehen lernt, will ich euch von Kometen noch mehr sagen.

Alle Sternkundige lehren einhellig, daß die Kometen beständige Weltkörper seyen, die zu unserm Sonnensystem eben so gut als andere Planeten gehören. Daß dies wahr sey und die Kometen nicht wie andere Lufterscheinungen plötzlich entstehen und wieder vergehen, wie z. E. Nebensonnen, Nebenmonden, Feuerkugeln, Regenbogen u. s. w. ist daraus deutlich abzunehmen, weil man es lange zuvor berechnen kann, wenn einer wieder erscheinen wird. Unter den seit dem Jahr 837 erschienenen Kometen sind drey und sechzig, deren Bahn man berechnet hat. So braucht

der	Komet	von	1684	. . . 50	Jahre
—	—	—	1682	. . . 75	—
—	—	—	1337	. . . 100	—
—	—	—	1661	. . . 120	—
—	—	—	1618	. . . 160	—
—	—	—	1677	. . . 200	—
—	—	—	1744	. . . 300	—
—	—	—	1665	. . . 400	—
—	—	—	1680	. . . 575	—

ehe sie ihren Lauf um die Sonne vollenden. Der letzte von diesen Kometen wird im Jahr 2254 wieder erscheinen, und er ist einer der größten, die man je gesehen hat, und der der Erde am nächsten gekommen ist.

Sie ziehen gemeiniglich einen langen Schweif hinter sich her, der vermuthlich durch die Ausdünstungen der Kometen entsteht. Er ist manchmal so dünne, daß man die Fixsterne durch ihn strahlen sehen kann. Allein der Schweif ist eben nicht durchaus nöthig, denn es sind auch schon Kometen ohne Schweif erschienen. Die Ursache, daß man die Kometen für Unglücksboten gehalten hat, kam wahrscheinlich daher, weil sie so selten erscheinen. Alles neue aber, alles nicht alltägliche, scheint dem Unwissenden wunderbar. Weil nun die Menschen sich so gerne ihr Leben selbst verbittern, und sich selbst zu quälen öfters die Ursachen vom Zaun abzubrechen pflegen, so vermuthen sie sogleich Unglück, bey der Erscheinung eines ungewöhnlichen Sterns, den sie nicht alle Tage sahen, da sie eben sowohl — wenn er ja etwas bedeuten sollte — sich gutes von ihm versprechen konnten, denn er ist schön und prächtig anzusehen.

Viele tausend Kometen wandeln wahrscheinlich um die Sonne herum, die wir gar nicht zu sehen bekommen. Es sind auch schon — wundert

euch nur nicht, wenn es etwa einmal wieder geschehen sollte — Kometen am hellen Tag erschienen, z. E. im Jahr 1572. In dem darauf folgenden Jahr wurde er kleiner, und im Jahr 1574 entzog er sich ganz. Manchmal kann man sie lange sehen, manchmal verschwinden sie bald wieder. Die längste Zeit, daß ihre Erscheinung dauert, ist sechs Monat. So hat man den von 1729 vom 31. Junii bis den 21. Jenner 1730 beobachtet. Wahrscheinlich sind sie zu höhern Absichten bestimmt, als die Bewohner unsers kleinen Erdkügelchens in Furcht und Schrecken zu setzen. Ob sie bewohnt sind, wissen wir zwar nicht gewiß, doch ist es kaum wahrscheinlich, daß der Schöpfer dergleichen große Körper unbevölkert sollte gelassen haben.

29.

Wenn ein Todter ausgegraben wird; so wird er in seiner Seligkeit gestört. Die Seele des Menschen und sein Körper wirken nur so lange auf einander, als sie ungetrennt beysammen sind. Werden sie einmal geschieden, so hört diese wechselseitige Einwirkung auf. Die Seele lebt fort, und der Körper, als ein von ihr nun ganz unabhängiges Ding, verweset. Es ist mir unbegreiflich, wie man auf den Aberglauben fallen konnte, daß, wenn der leblose zur Verwesung und Verstäubung bestimmte Körper ausgegraben werde, *) die Seele zugleich in ihrer Seligkeit gestört werden solle. Und doch hat dieser Aberglaube sehr traurige

*) Ohne Zuthun eines Menschen kann z. E. durch Wasserfluten ein Körper seinem Grabe entrissen werden. Wird auch dann sein Geist in der Seligkeit gestört? Es scheint, nach dem oben gegebenen Beyspiel, aber das Widersinnische liegt, dünkt mich, am Tage.

Wirkungen hervorgebracht, wovon ich ein paar der neuesten Beyspiele erzählen will.

Als die Michaeliskirche in Hamburg abbrannte, verlor eine Frau daselbst völlig ihren Verstand, weil ein paar ihrer verstorbenen Kinder dort begraben lagen, und sie fürchtete, die Seligkeit derselben möchte nun unterbrochen werden.

Gegen Ende des Jahrs 1783 kam eine Bauers Frau aus dem Dorfe Quetzin, unweit Kolberg in Pommern, bey dem Könige von Preussen mit einer Bittschrift ein, worinn sie um ihren Tod bat, weil sie keine Ruhe mehr auf Erden habe. Diese Frau hieß Malwitzen, (geborne Rasch) vierzig Jahre alt, und ungefähr seit zwanzig Jahren verheyrathet. Sie gebar sechs Kinder, viere davon starben plötzlich und schnell hintereinander an einer ansteckenden Krankheit. Dies versetzte dem Herzen und Verstand der Mutter einen gefährlichen Stoß. Sie war schon sonst, auch vor ihrer Verheyrathung, zuweilen melancholisch gewesen; in ihrem Ehestande war sie es auch, und vorzüglich während der Schwangerschaft. Sie pflegte in diesem Zustand drey Prediger ihrer Gegend zu ersuchen, für sie zu beten. Die verstorbenen Kinder beschäftigten nun immer ihre Einbildungskraft. Sie dachte stets an sie; was Wunder, daß sie sie endlich auch sah? — Sie liebte sie, hielt sie für fromm und gut, und sah sie also auch in weissen Kleidern erscheinen. So sah sie einst namentlich die älteste, am meisten von ihr geliebte Tochter, in weissem Gewande im Garten spazieren, und hörte sie singen: „Durch einen sanften Tod komm ich zur Ruh, u. s. w.“ Sie hielt solche Besuche und Erscheinungen für Trost und für unumstößliche Beweise der Seligkeit ihrer Kinder. Dennoch konnte sie sich nicht zufrieden geben; sie

war Tag und Nacht bey den Gräbern ihrer Kinder, kniete darauf, betete, sang, gieng um die Kirche herum, weinte, schrie u. s. w. Ein Vierteljahr nachher klagte sie — und unter andern auch dem Prediger ihres Dorfs — daß sie fürchtete, ihre Kinder seyen nicht selig. (Wahrscheinlich waren die weissen Erscheinungen eine Zeitlang ausgeblieben.) Bald darauf behauptete sie, daß ihre Kinder Höllenglut schwitzten; und setzte sie hinzu — ihre Kinder seyen nicht einmal mehr im Grabe. Um über diese letzte ihr so schreckliche Sache zur Gewißheit zu gelangen, verfiel sie darauf, selbst auf dem Kirchhof nachzugraben, sprach mit dem Prediger darüber, und unternahm es endlich, am hellen Tage, in Gesellschaft ihres Mannes und anderer. Eine Menge Volks lief hinzu, dies zog auch den Prediger hin, der die Sache schon geschehen fand. Der Körper der geliebtesten Tochter ward ausgegraben, der Sarg stand auf der Bahre, die unglückliche Mutter fand ein schwarzes Band an dem Leichnam, und rief aus: dies sey ein schwarzes Höllenband, womit die Tochter gebunden sey; worauf des Predigers Frau ihr ein rothes Band schickte. Die ganze Sache gab ihrer Schwärmerey neuen Schwung, indessen hatte der Augenschein sie doch etwas beruhigt. Bald aber dünkte es ihr, man wolle ihr ihr Kind wegstehlen; sie lief hin, grub, sah nach, verscharrte das Kind wieder, gieng nach Hause, und so dauerte das Hinlaufen und Ausgraben eine Weile fort.

Jetzt erwachte unglücklicherweise in ihrer Seele der bekannte und bis dahin bey ihr gleichsam eingeschlummerte Volksaberglaube: daß ein Todter, dessen Gebeine in seiner Ruhestätte gestört wären, auch im Genuß der Seligkeit dadurch gestört würde. Nun hielt sie sich für die ab-

scheulichste Kindermörderin, für die Mörderin des ewigen Glücks ihrer Kinder. Nun rief sie aus: ihre Kinder wären durch das Ausgraben aus der Herrlichkeit Gottes gestossen, wären ewig verdammt, und daran sey nur sie schuld. Nun erschienen ihr die Todten wieder, aber aus den friedfertigen weissen Gespensterchen wurden mit einemmal schwarze Unholde, die sie immer verfolgten, sich bald auf ihren Kopf, bald auf ihren Hals setzten, sie stießen u. s. w. Und in dieser bejammernswürdigen Lage blieb sie nun immer fort. Zwar hatte sie nur ein Kind ausgegraben, und hätte sich also wegen der andern beruhigen können; allein sie war sinnreich genug, sich selbst zu quälen. Dies eine Kind hatte sie mehr als viermal ausgegraben, und das berechnete sie so, daß auch alle übrigen von gleichem Fluch getroffen wären. Auszureden war ihr dies nicht, die schwarze Farbe der eingebildeten Erscheinung bestätigte es zu sehr. Zwey Jahre lang litt die Unglückliche diesen Schmerz eigener Vorwürfe und eingebildeter körperlicher Peinigung. Ihr Mann, ein Muster von Geduld, konnte es endlich nicht mehr aushalten, und entschloß sich, davon zu gehen. Dies und der Gedanke an ihre zwey dann völlig unversorgten Söhne machte ihr das Leben zuwider; sie gieng nach Potsdam, um dem König die oben angeführte Bittschrift zu übergeben.

Sie gestand, daß sie von den Quaalen der schwarzen Gespenster frey sey, seitdem sie aus ihrem Dorf entfernt gewesen sey. Das nämliche habe sich auch schon bey andern kleinen Reisen zugetragen. Natürlich mußte jeder Winkel im Hause sie lebhaft an ihren Verlust erinnern, und ihre Phantasie beflügeln. Darum wollte sie auch durchaus nicht wieder nach Hause. Sie glaubte

doch einiger Quaal los zu seyn, obgleich sie noch immer das traurige Gefühl mit sich herum trägt, ihre Kinder auf ewig unglücklich gemacht zu haben. Jetzt befindet sie sich im Arbeitshaus.

Merkwürdig ist es, daß sie angab: das Ausgraben der Verstorbenen sey im Pommerschen sehr gewöhnlich; und sie bat aufs rührendste, daß man doch dies verbieten möge, damit nicht so viele Menschen unschuldigerweise verdammt werden möchten. — Hoffentlich wird meine Leser dies traurige Beyspiel auffodern, sowohl das Ausgraben der Verstorbenen — wenn es etwa hie und da Mode seyn sollte — zu unterlassen, als auch aufs neue den Vorsatz zu fassen, den schändlichen Aberglauben, der Leib und Seele zu zerrütten fähig ist, wie eine Schlange zu fliehen.

30. Etwas vom Alp.

Das Alpdrücken wird Hexen und Gespenstern zugeschrieben, aber die Ursache desselben ist ganz natürlich. Wer zu dickes Geblüt hat, zu Krämpfen und Blähungen geneigt ist, besonders aber, wer sich den Magen zu stark mit Speisen überladen hat, ehe er zu Bette gegangen ist, und dann wohl auch auf dem Rücken liegt, der spürt hauptsächlich dieses Drücken. Der aufgeblähte Magen drückt das Zwerchfell, und hindert dessen Heruntersteigen, folglich die Erweiterung der Brust und das Athemholen. Man hat dabey eine große Angst und Beklemmung, ist nicht fähig um Hilfe zu rufen, und bey manchen ist dann noch die Einbildungskraft sehr beschäftigt, daß sie glauben, es liege etwas auf ihnen.

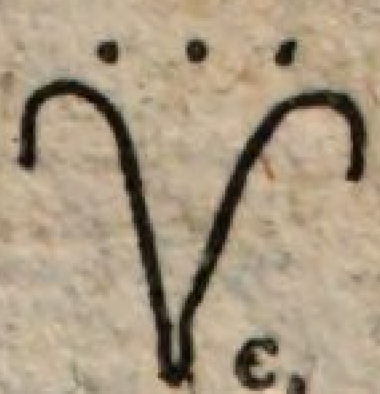
Wer bey Nacht wenig speißt, und sich gewöhnt, auf der rechten Seite zu schlafen, damit die Bewegung des Herzens und der Lunge nicht gehindert wird, kann wohl von diesem Uebel frey bleiben.

31. Ob die Scharfrichter manchmal beym Hinrichten drey Köpfe sehen.

Es ist ein sehr gemeiner Aberglaube, wenn eine Hinrichtung übel ablauft, daß man sagt, der Scharfrichter habe drey Köpfe gesehen. Man schreibt dieses Kunststück entweder dem Teufel selbst, seinen Abgesandten, den Hexen und Zauberern, oder einem übelgesinnten Kameraden desjenigen, der die Exekution verrichten soll, zu. Man sollte aber weder den Teufel, Hexen oder Zauberer bemühen, noch viel weniger den unschuldigen Kameraden im Verdacht haben, sondern lediglich die Schuld auf das Schwert des Scharfrichters, und seine eigene, rege, von Furchtsamkeit geleitete Phantasie schieben. Diese Schwerter sind gemeiniglich ziemlich breit, und von spiegelblankem Metall. Ehe der Hieb geschieht, hält es der Scharfrichter nahe an des Missethäters Hals, wiegt es hin und her, um den rechten Ort zu treffen. Wenn nun die Sonne auf diese ohnehin glänzende Fläche stralt, ist es ein Wunder, wenn der Kopf des armen Sünders sich darinn spiegelt, und wenn dann der furchtsame Scharfrichter, der dergleichen Geschichten öfters gehört hat, in der That mehrere Köpfe zu sehen glaubt?

32. Die Wünschelruthe.

Ehmals trieb man viel Aberglauben mit der Wünschelruthe, und treibt es wahrscheinlich noch heut zu Tage. Eine Berg- oder Wünschelruthe ist aber eine gabelförmige Staude, die so aussehen soll.

a.  b.

c.

Eine Haselstaude, in der Johannisnacht, zwischen eilf und zwölf Uhr unter einer gewissen Segenssprechung abgeschnitten, soll die beste und tauglichste seyn. Auch kann man sie von Metall machen. Durch diese Wünschelruthe glaubt man Erzgänge, Wasserquellen, Marksteine, verirrtes Vieh, Mörder und Diebe, unbekannte Wege und Stege zu entdecken. Man will dadurch ferner erfahren, ob jemand gesund oder krank, lebendig oder todt sey, ob eine Frau sich schwanger befinde, einen Sohn oder eine Tochter trage. Man bildet sich ein, durch die Wünschelruthe die Wahrheit oder Unwahrheit einer Geschichte zu entdecken, Feinde auszukundschaften, im Meer versunkene Waaren zu finden und dergleichen mehr.

Der Ruthengänger faßt die Wünschelruthe, so wie sie oben abgebildet ist, mit beyden Händen bey a und b, so, daß die beyden Daumen der Hände oben heraus zu stehen kommen, und das zusammengewachsene Ende c oben steht, und geht damit umher. Sobald man nun an einen Ort kommt, wo dasjenige liegt, was man sucht, so soll sich die Ruthe von selbst in der Hand des Ruthengängers drehen, und die Spitze c sich nach unten zu wenden.

Daß die Sache bloßer Betrug sey, ist wohl ohne großes Nachdenken zu begreifen. Denn es kommt blos darauf an, daß der Ruthengänger seine Wünschelruthe fest halte, oder nicht, daß er ihr eine oder keine Bewegung gebe. Wenn man nun noch dazu nimmt, wie sehr die Vertheidiger der Wünschelruthe sich widersprechen, in Absicht des Tages oder der Nacht, wenn sie abgebrochen oder geschnitten werden muß, in Absicht der Personen, welche Wünschelruthenträger seyn können, oder nicht; so wird der Aberglaube noch sichtbarer.

Beym Abschneiden oder Brechen dieser geheimnißvollen Ruthe, sagt man, müße folgendes Gebet gesprochen werden: „Gott grüße dich, du edles Reis! Mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohn find ich dich, mit Gottes des heiligen Geistes Macht brech ich dich. Ich beschwöre dich Ruthe und Sommerlatte bey der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich gebiete, und solches so gewiß und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebar, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Ist das nicht die abscheulichste Entheiligung des Namens Gottes, vor dem alle Kniee sich mit Ehrfurcht niederbeugen sollen?

Das Bewegen oder Nichtbewegen der Ruthe hängt allein von den Muskeln der Arme und Hände desjenigen ab, der sie trägt. Das Nachlassen derselben geschieht aber so allmählig, daß man es gar nicht merkt, sondern man bildet sich ein, immer gleichstark, und niemals schwächer zu halten. Folglich ist die Sache Selbstbetrug, gesetzt auch, daß man von keinem andern hintergangen worden ist.

33. Die Amulete.

Amulet nennt man ein Mittel wider eine Krankheit, das man an den Leib, besonders an den Hals hängt. Einige Dinge, z. E. Campfer, Baldrianwurz, u. s. w. können, als starkriechende Dinge, allerdings zuweilen mit Nutzen gebraucht werden. Das Tragen der Kröten unter der Achsel, die man in Tüchlein einwickelt, und das Goldanhängen in Ausschlagfiebern der Kinder hat blos die Einfalt und den Aberglauben zum Grund. Was nicht ausdünstet, von dem

kann sich auch nichts in die Feuchtigkeiten des menschlichen Körpers hineinziehen, folglich auch keine Veränderung oder Wirkung in demselben hervorbringen. Zettel, worauf biblische Sprüche geschrieben sind, Heiligenbildchen und dergleichen nützen gar nichts, aus dem angeführten Grund. Jene Sprüche sind uns Menschen zur Belehrung und Erbauung geschrieben, für Krankheiten des Leibes aber bringt uns die Natur reichlich Mittel herfür. Was beschmutzte Heiligenbilder — oft entsetzlich verzerrte Fratzengesichter — oder ein Stückchen geweihter Flanell helfen sollten, wird für einen Menschen von Verstand immer ein Räthsel seyn. Dieser aber weiß, daß weder der Flanell, noch das Salzwasser, dergleichen übernatürliche Kräfte hat, und eben so wenig die lateinischen Formeln des Priesters, der das Wasser segnet. Das Ding war wohl nur erdacht, damit die geistlichen Herren etwas zu handeln hätten, und daß das Volk glauben sollte, sie hätten Macht über die Geister- und Körperwelt, welches aber nicht wahr, sondern eine Erfindung unwissender Zeiten ist.

34. Ob die Milch das dienlichste Mittel sey, den Blitz zu löschen.

Wahrscheinlich hat einmal ein bestürztes Bauerweib, in deren Haus der Blitz einschlug, kein anderes Löschmittel, als Milch, zur Hand gehabt. Es that etwa gute Dienste, und so mag der Aberglaube entstanden seyn, daß der Blitz mit Milch gelöscht werden müsse. Es kann aber diese falsche Meynung großen Schaden bringen, wie es denn wirklich schon geschehen ist. Ein Abergläubiger, dem der Blitz eingeschlagen, auf dem Dach gezündet hatte, lief in seiner ganzen Nachbarschaft nach Milch umher, und ließ in-

deß der Flamme Zeit, um sich zu greifen, da es ihm doch in seinem Haus nicht an Wasser fehlte, womit er das Feuer ganz gut beym ersten Anfang hätte löschen können. In dem Büchlein von den Hausmitteln, No. 8, 26 u. s. w. hab ich andere Dinge, ein Feuer schnell zu löschen, angegeben, die auf alle Fälle wirksamer, als Milch, seyn werden, welche man doch nicht immer in grosser Quantität bey der Hand haben kann.

35. Der Froschregen.

Wenn nach einem starken Regen oder Donnerwetter — wie man erzählt — Frösche aus der Luft gefallen sind, so staunt der Abergläubige diese Begebenheit als ein ungeheures Wunder an. Nichts ist aber gewißer, als daß diese Frösche durch heftige Sturm- und Wirbelwinde von Anhöhen mit in die Luft gehoben, und darinn eine große Strecke fortgerissen werden, bis sie endlich bey dem sich legenden Sturmwinde mit dem Regen wieder auf die Erde fallen.

36. Der Aschenregen.

Die Vulkane oder große feuerspeyende Berge werfen oft eine unbeschreibliche Menge Staub oder verkalchte Erde aus, die hernach vom Wind viele Meilen weit geführt wird. So fiel im Jahr 1767 in Neapel bey dem Toben des Vesuvs ein solches schwärzlichtes Pulver. Ein solcher Staub kann nun in Gegenden geführt werden, wo man das Wüthen eines Vulkans gar nicht mehr merkt, und daher sieht es alsdann der Aberglaube für etwas ganz anders an.

Ein vornehmer Herr reiste einst mit einem zahlreichen Gefolge über das Appenninische Gebirg. *) Als sie die höchste Spitze desselben erreicht hatten,

*) Das Appenninische Gebirg geht der Länge nach durch das Königreich Neapel in Unter-Italien.

nahm ihnen allen der Sturmwind die Hüte. Hat der Sturm sie in Gegenden geführt, wo Aberglaube herrscht, so ist sicherlich die Sage gegangen, es habe Hüte geregnet.

37. Das Wahrsagen aus der Kaffeetasse.

Man trägt einer Wahrsagerinn eine Frage vor, z. E. wer einen silbernen Löffel gestohlen habe, ob man Kinder bekomme, ob der oder jener bald heyrathen werde, und was dergleichen Fragen mehr sind. Es muß Kaffee gekocht werden, um diese wichtigen Räthsel aufzulösen. Hat die Wahrsagerin davon getrunken, und ist der Geist der Prophezeihung erwacht, so schüttet sie das Oberschälchen ungefähr halb voll dicken Kaffee, und schwingt dasselbe dreymal in der Runde herum, damit der Kaffesatz sich überall ansetze. Manche hauchen auch dreymal in die Tasse, damit der weissagende Odem die Theilchen des Kaffeesatzes in bedeutende Figuren zusammensetze. Ist dies geschehen, so setzt sie die Tasse verkehrt auf den Tisch, damit der Kaffee ablaufe. Sie rückt alsdann die Tasse noch zweymal fort, damit zu drey verschiedenenmalen der nichtsbedeutende Kaffee herauslaufe, und die wahrsagenden Theile allein in der Tasse hängen bleiben. Endlich nimmt sie die Tasse in die Höhe, und sieht hinein. Die fragenden Personen stehen indeß vor diesem Orackel, und schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Nun verändern sich die Gesichtszüge, und die Wahrsagerin spricht in einem hohen Ton, z. E. der Dieb, der den Löffel gestohlen, hat schwarze Haare. Gleich fallen die Neugierige ein: jetzt ists klar, wir habens gedacht, daß N.N. der Dieb sey, denn er hat schwarze Haare. Die Weissagerin bekommt ihren Lohn, geht ihrer Wege, und läßt die Betrogenen stehen.

Wie geht das nun zu? — Antwort: Durch Betrug. — Gemeiniglich sind die fragenden Partheyen nicht sehr zum Stillschweigen geneigt, und entdecken der Wahrsagerin alle ihre Muthmassungen. Die Antworten richtet sie sodann so allgemein ein, daß sie auf hunderterley Weise ausgelegt werden können. Legt man aber so einem Weib eine Frage vor, und redet weiter kein Wort, weder vor noch nachher, so wird man sie bald zu Schanden machen, und ihre Betrügerey entdecken können.

Nun ist es nicht der einzige Schade, daß man durch solche Albernheiten um sein Geld geschnellt wird, es geschieht den naseweisen Leuten, die so gern in die Zukunft sehen wollen, recht, aber es stiftet noch weit grösseres Unheil. Es können unschuldige Personen in Verdacht kommen, es kann Mißtrauen unter Verwandten, Eifersucht unter Eheleuten, Furcht bey leichtglaubigen Leuten, Zank und Uneinigkeit in einem Hauswesen und zwischen einer Nachbarschaft entstehen.

Weislich hat uns Gott die Zukunft in ein heiliges Dunkel verborgen, und es ist strafbarer Vorwitz, hinein sehen zu wollen. Er, der uns so tief in seine Haushaltung, oft bis in die geheimsten Werkstätte der Natur blicken läßt, damit wir seine Allmacht und Größe destomehr bewundern und verehren können, hätte uns gar leicht die Aussicht in die Zukunft auch öffnen können, wenn er es seiner Weisheit gemäß gefunden hätte. Unter dem jüdischen Volk duldete Gott keine Wahrsager, und in der Christenheit, die um so vieles aufgeklärter seyn soll, wimmelt es leider davon.

38. Das Bleygiessen in der Christnacht.

Zu keiner Zeit werden mehr abergläubische Thorheiten getrieben, als um Weihnachten. In

der Stunde, in welcher Christus geboren seyn soll, beschwört man den Teufel, daß er Geld bringen soll, man gräbt Schätze, man gießt Bley, um sein künftiges Ehestandsglück zu erfahren, man höhlt zwölf Zwiebel aus, und streut Salz in die Höhlung, um die Witterung des künftigen Jahrs zu errathen, und was dergleichen Unsinn mehr ist.

In der Andreasnacht oder Christnacht wird von mannsüchtigen Dirnen Bley flüßig gemacht, in Wasser gegossen, und die zufällig entstandenen Figuren sollen anzeigen, was die Dirne für einen Mann bekomme. Wie das Bley zu dieser prophetischen Gabe gekommen ist, oder wann es geschehen sey, kann man nicht sagen, daß es aber ganz natürlich zugeht, daß das Bley im Wasser allerley Figuren bekommt, ist gewiß. Man könnte aber gleich, wenn man nur aufmerksam seyn wollte, sehen, daß die vermeynte Bedeutung der Bleyfiguren nichts sey, denn man giesse von dem nämlichen Bley nur in zweyerley Töpfe mit Wasser, so wird sich zeigen, daß in jedem die Figuren anders ausfallen, da sie doch nothwendig einerley seyn müßten, wenn sie etwas bedeuten sollten. Die liebe Einbildungskraft thut hier das meiste, und jedes Mädchen legt die Figuren so aus, wie sie sich etwa zu ihrer Lage passen. Es ist jungen Mädchen, statt das Bleygiessen zu versuchen, das ohnehin nur abergläubische Thorheit ist, zu rathen, daß sie still und eingezogen leben, sich der Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und Gottesfurcht befleißigen, so wird sich das andere schon geben, denn:

In und aussen blank und rein,
Fleißig, fromm und sittsam seyn,
Locket wackre Freyer.

39. Wenn ein Haase über den Weg läuft, bedeutet es Unglück.

Der Haase ist ein furchtsames Thier. Wenn er nur einen Menschen, oder einen Hund von ferne wittert, so bebt jedes Härchen an seinem Leibe, denn er fürchtet ein Unglück. Darum hat ihm auch der Aberglaube das Unglück zum unzertrennlichen Gefährten gegeben, weil dem Aberglauben alles etwas bedeuten muß.

40. Wenn der Wolf einen Menschen sieht, ehe dieser ihn erblickt, so wird der Mensch plötzlich heiser.

Es ist ein sehr bekanntes Reimlein:

Wenn man den Wolf nennt,
So kommt er gerennt.

Dies sagt man gemeiniglich, wenn von jemand in Gesellschaft gesprochen wird, und der Gegenstand des Gesprächs unvermuthet dazu kommt. Die Furcht macht den Redenden stocken und in diesem Schrecken ist unfehlbar der Ursprung des Aberglaubens zu suchen, daß ein Wolf einen Menschen heiser machen könne.

41. In den Zwölfen soll kein Viehstall ausgemistet werden.

Unter den Zwölfen versteht man die zwölf Tage und Nächte, die sich mit dem ersten Christtag anfangen. Diese zwölf Tage sind bey dem Aberglauben in großem Ansehen. Ob nun gleich viel abentheuerliches davon erzählt wird, so kann doch die angeführte Regel eine natürliche Ursache haben. Das Gesinde, welches in den letzten Tagen des Jahrs seinen Dienst verläßt, arbeitet nicht mehr gerne und der Hausvater sieht es ihm nach. Das neu angekommene läßt sich auch nicht gleich zu schwerer Arbeit anstrengen, und daher verfließen

die zwölf Nächte ohne Reinigung der Ställe, welches dem Viehe schädlich ist. Also nicht das Reinigen an sich, sondern das schlechte und nachlässige Reinigen der Viehställe in den Zwölfen ist schädlich.

42. Vom Mistfahren in der Charwoche.

So viele Lasten Mist in der Charwoche ausgefahren werden, so viel sagt der Aberglaube, wird man in dem nämlichen Jahr aus dem selbigen Ort Leichen zu Grabe tragen. — Welche eine sonderbare Art zu schließen, vom Wagen Mist auf die Todtenbahre eines Menschen! — Vielleicht wollte durch dieses ein guter Kopf die Lehre geben, daß man den Mist die Woche vorher ausfahren soll, um alsdann in der Charwoche Lein- und andern frühen Getreidsaamen ausstreuen zu können, zumal da man in den nächstfolgenden Feyertagen dazu nicht Zeit gewinnt und auch der Dünger nicht untergeackert werden kann, folglich durch die zu dieser Zeit trockenen Winde ausgezehrt wird.

43. Mit einem Bettlerstabe ist das Rindviehe am ersten zahm zu machen.

Warum denn eben mit einem Bettlerstabe? Es wird so gut mit jedem andern Stabe geschehen können. Die Kuh wird sich zur Zeit des Melkens allzeit unfehlbar der empfangenen Schläge erinnern und von der Furcht geleitet, allen nur möglichen Gehorsam leisten, ohne zu wissen, ob sie mit einem Bettlers- oder Edelmannsstabe geschlagen worden sey. Es muß dies aber nicht immer nur zur Zeit des Melkens geschehen, denn sonst wird sie immer unruhiger gemacht werden und stets aus Furcht das Melken vermeiden. Vielleicht soll diese Regel den Stallmägden auch die Größe

des Instruments bestimmen, mit dem sie das Vieh schlagen dürfen, damit sie nicht, wie es oft geschieht, die Milchgefässe, oder andere dergleichen Dinge gebrauchen.

44. Wenn man Warzen hat, so berühre man damit die Hand eines Todten, dann werden sie vergehen.

Wie der Blutfluß zu stillen ist, wenn man einen lebendigen Frosch in der Hand sterben läßt, (Nro. 17.) so geschieht es auch, daß die Warzen vergehen, wenn man die Hand des Todten berührt. Denn nicht der Todte selbst bewirkt dieses, sondern der Eckel, den man bey dessen Berührung empfindet. Die Gefässe der Haut ziehen sich zusammen und es werden allerley Veränderungen in einem Menschen bewirkt.

45. Wer viel Geld hat, lege Kreide dazu, so können böse Leute nichts davon holen.

Das will auf deutsch nichts anders sagen, als: wenn du Geld empfängst, so schreibe die Summe hübsch auf, sonst — besonders wenn es nicht allzuwohl verschlossen ist, kann es dir im Nachrechnen fehlen. Es thuts aber eben sowohl, wenn man mit Dinte oder Bleystift schreibt, als mit Kreide.

46. Der Aberglaube bey der Taufe.

Wenn ein Kind bey der Taufe schreyt, so sagt der Aberglaube wird es nicht alt. — Gewöhnlicher Weise schreyt ein Kind nicht anders, als wenn ihm etwas fehlt. Es kann also sein Uebelbefinden leicht überhand nehmen und sein Tod erfolgen, aber daran ist seine schwache körperliche Beschaffenheit, und nicht die Taufe Schuld.

So soll auch ein Kind sterben, wenn es bey der Taufe nicht den Segen bekommen hat.

Was dieser Aberglaube für Schaden anrichten kann, davon will ich ein Beyspiel erzählen. Noch nicht gar lange geschah es, daß ein reformirter Handwerksmann eine lutherische Frau heyrathete und mit ihr einen Sohn zeugte. Nach Gebrauch des Landes, in dem diese Geschichte vorfiel, wurde das Kind von dem reformirten Prediger und zwar in der Kirche getauft. Weil es nun an diesem Ort nicht bey den Reformirten üblich ist, daß der Täufling nach der Taufe den Segen bekommt, so wurde dieser bey den Lutheranern herrschende Gebrauch auch nicht vollzogen. Darüber wurde der Vater, der vielleicht noch nie mit Aufmerksamkeit der Taufe eines reformirten Kindes beygewohnt hatte, und es nicht wußte, daß das Einsegnen bey den Reformirten nicht gewöhnlich sey, entrüstet und sagte, als er nach Hause kam, zu seiner Frau: sie sollte nicht erschrecken: Ihr Kind wäre zwar getauft, aber das wichtigste, der Segen, sey dabey vergessen worden. Die Wöchnerinn konnte sich bey dieser Nachricht kaum zufrieden geben, wurde über das traurige Schicksal des nach ihrer Meynung unglücklichen Kindes heftig betrübt und von einer unvernünftigen Hebamme in ihrem abergläubischen Wahn bestärkt, auf den Prediger äusserst unwillig. Dieser, ein aufgeklärter Mann, gieng darauf zu ihr, hatte aber große Mühe, ihr den Aberglauben zu benehmen und sie zu beruhigen.

Wenn nun diese heftige Gemüthsbewegung der Kindbetterinn, wie es gar leicht hätte geschehen können, schädlich geworden wäre, wem, als dem unsinnigen Aberglauben, hätte sie und die Ihrigen Krankheit und vielleicht gar den Tod zu danken gehabt?

47. Wer einen Blitzableiter auf sein Haus setzt, greift Gott in seine Rechte.

Ehe ich von den Blitzableitern und den Einwürfen, welche schwache Seelen dagegen zu machen pflegen, selbst rede, muß ich erst etwas überhaupt vom Donnerwetter reden.

Die feurigen Luftbegebenheiten entstehen von dem Schwefel, der mit den wässerichten Dünsten von der Erde aufsteigt; bey dem darauf folgenden schwülen Wetter verliert die Luft zum Theil ihre Durchsichtigkeit und zittert, dem Menschen wird bange und das Athemholen fällt ihm beschwerlich. Reiben sich diese trockenen Dämpfe in den feuchten Wolken und entzünden sie sich, so entsteht, besonders des Abends und bey Nacht, ein Blitz ohne Knall, oder das Wetterleuchten. Führen diese Dämpfe aber viel Salpeter bey sich, so entsteht auf die plötzliche Ausdehnung und Zusammenpressung der Luft ein Knall, das ist der Donner. — Das Rollen des Donners ist nichts anders, als ein Wiederhall von den dichten Wolken und irdischen Körpern.

Dies ist ganz kürzlich die Entstehungsart der Gewitter. Was ist nun ein Gewitter- oder Blitzableiter? Nichts anders, als eine eiserne, oder metallene Stange, die auf dem Gipfel eines Hauses senkrecht aufgerichtet wird. An dieser Stange befestigt man eine Kette, oder solche Stangen, wie die Nagelschmiede gebrauchen, um daraus die Nägel zu schmieden, welche an einander geschraubt werden und bis zur Erde herunter laufen. da, wo sie sich über der Erde endigt, wird eine Bleystange eingeschraubt, welche so lange seyn muß, daß sie in der Erde Wasser, oder wenigstens Feuchtigkeit berührt. Um den Ableiter vor Rost zu sichern, streicht man ihn mit einer schwarzen Farbe von

Kienruß und Oel an, und oben auf die aufgerichtete Stange wird ein kupferner Spitz — je feiner desto besser — eingeschraubt. Das Anlegen eines solchen Ableiters hat nun seine besondern Regeln, die ich hier nicht anführe, um nicht zu weitläufig zu werden.

Häufige Beobachtungen haben nämlich gezeigt, daß der Blitz vorzüglich Eisen und anderes Metall sucht und so lang er dasselbe ununterbrochen findet, so lange geht er demselben, ohne abzuweichen, nach. Ist aber das Metall unterbrochen, so springt er ab, schmettert und zündet. Daher sind die Dachfahnen von Metall, die Kreuze auf Kirchthürmen u. s. w. höchst schädlich, weil sie sich am Dach endigen und keine Ableitung haben, welcher der Blitzstrahl folgen könnte.

Es ist gar nichts neues, daß man sich vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes zu sichern sucht. Man flüchtete sich ehemals in Keller und unterirdische Gewölbe, man wickelte sich in Häute von Kälbern und Seehunden, man nahm unter Lorbeerbäumen seine Zuflucht, behängte die Zimmer mit Tapeten von blauer Seide und belegte sie mit ähnlichen Fußdecken, man empfahl künstliche Hütten von Pech und Glas, um sich in denselben an seidenen Schnüren schwebend zu erhalten; man verfertigte Mäntel und Kappen von Wachstuch und ruhte auf Stühlen und Betten mit gläsernen Füssen; man erfand eigene Donnerschirme, die man in der Tasche bey sich tragen konnte, um sich auf der Strasse vor dem Blitze zu sichern: allein alle diese Mittel wollten nicht genugsam helfen, bis endlich der große Doktor Franklin aufstund und die oben beschriebene Blitzableiter erfand.

Wie könnt ihr nun glauben, lieben Leute, daß dieses so einfache Mittel, von dessen Wirkung ich euch nachher Beyspiele erzählen will, unrecht

seyn sollte? Wißt ihr denn nicht, daß der Schöpfer seiner Natur ewige und unveränderliche Gesetze vorgeschrieben hat, die ohne ein Wunder nicht zu überschreiten wären? Wißt ihr nicht, daß er gar keine Donnerwetter braucht, wenn er uns Menschen züchtigen, oder den Garaus mit uns machen will? Warum bedient ihr euch denn der Hilfe des Arztes, wenn ihr krank seyd, Gott könnte euch ja auch, ohne ihn, beym Leben erhalten? Warum macht ihr mit großen Kosten Dämme gegen die Wasserfluthen? und warum solltet ihr euch nur vor dem Blitz nicht schützen dürfen? — Wer sich gegen eine wahrscheinliche Gefahr durch natürliche Mittel sichert, welche Leute, die von Gott mit vorzüglichen Gaben beschenkt waren, erfunden haben, der thut recht und wohl daran und derjenige ist ein Thor, der ihren Gebrauch versäumt, wenn die Erfahrung sie bewährt hat und sich aus Aberglauben einem Unglück blos stellt. Hintenher wird er dann vergebens wünschen, daß er dem Rath vernünftiger Leute gefolgt haben möchte.

Wir können aber, werdet ihr vielleicht einwenden, nicht begreifen, wie eine so simple eiserne Stange der entsetzlichen Gewalt des Blitzes eine ganz andere Richtung sollte geben können? — Lieben Leute, was wirklich geschehen ist, das muß auch ja wohl möglich seyn. Ich will euch daher Beyspiele erzählen, wo es geschehen ist. Das erste mit einem Ableiter versehene Haus, welches der Blitz getroffen hat, war das des Kaufmann West zu Philadelphia in Nordamerika. Es blieb ganz unversehrt. Im Jahr 1777 richtete man zu Siena in Italien an dem dortigen hohen Kirchthurm einen Blitzableiter auf. Der unwissende Theil des Volks verachtete nicht nur diese wohlthätige Anstalt, nannte die Wetterableiter mit dem Schimpfnamen Ketzerstangen, sondern

sprach nach seiner Art mit Verwünschungen davon. Aber am achtzehnten April des nämlichen Jahrs fiel vor den Augen vieler Zuschauer ein heftiger Strahl auf die Thurmspitze. In dem nämlichen Augenblick funkelte das Joch an der Stundenglocke. Der Strahl folgte der Ableitung ruhig bis ins Wasser und man fand bey näherer Besichtigung den Thurm so unversehrt, daß nicht einmal eines von den Spinnegeweben, die um die Leitungskette her hiengen, versengt ward. — Im Jahr 1765 fiel auf den Thurm der Kirche zu Neuburg ein Strahl, in welchen es vorher schon oft eingeschlagen hatte und er gieng an der Ableitungskette herunter. Das nämliche geschah, als der Blitz auf dem gräflichen Riancourschen Palast zu Mannheim und auf dem Schloß zu Karlsruhe einschlug. Vor einigen Jahren traf der Blitz den Glockenthurm zu Schongau in Bayern. Eine Menge Bürger sah den Strahl einfahren, aber er ergriff die Leitungskette und fuhr herunter, ohne eine Spur seines Daseyns zu hinterlassen. Dies sind nur einige wenige von den vielen Beyspielen, die man von der Richtigkeit und den Nutzen dieser vortreflichen Erfindung anführen kann.

Aber, könntet ihr sagen, wir haben unsre Häuser schon lange bewohnt, ohne daß sie bisher ein Blitz getroffen hat, vielleicht wird er sie niemals treffen; wozu also einen Ableiter? — Eure Häuser sind vielleicht nie bestohlen worden; warum verschließt ihr sie denn so sorgfältig? Eure Aenger wurden vielleicht nie überschwemmt; warum macht ihr denn Dämme mit großen Kosten? — Warum bauet ihr denn so dicke Feuermauren, da vielleicht eures Nachbars Haus nie gebrannt hat? — Was lange Zeit nicht geschehen ist, ist darum nicht eben unmöglich, und dann kommt es immer zu spät.

„Wenn aber ein Blitz unser Haus träfe, wenn wir einen Ableiter darauf setzen liessen, und beschädigte; müßten wir uns nicht alsdann die größten Vorwürfe machen? — " Erstlich, antworte ich, ist nicht möglich, daß das bey einer richtigen Anstalt geschehen kann und gesetzt, zweytens, es wäre möglich, würdet ihr euch ein Gewissen daraus machen, wenn ihr bey einer ansteckenden Krankheit, nach Vorschrift des Arztes, ein Verwahrungsmittel gebraucht hättet, und die Krankheit wäre doch gekommen? Brächen die Wasserfluthen durch eure Dämme, würdet ihr keine neue mehr machen? Ich glaube ihr würdet sagen: ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war und vorsichtig gehandelt, das übrige aber ist Werk der Vorsehung.

„Es sagen aber einige, die Wetterstangen ziehen das Gewitter an sich. — " Nicht mehr und nicht weniger, als Kreuze, Knöpfe, Windfahnen, der Rauch aus den Schornsteinen und jede andedere Erhöhung. Wunderlich! kein Mensch fürchtet sich vor ihnen und doch sind sie Leiter, nur gefährliche Leiter, weil sie den Blitz nicht weiter, als bis auf das Dach, und nicht in die Erde leiten. Die Wetterstangen jagen vielmehr die Gewittermaterie in eine größere Höhe zurück und schwächen durch ihre einsaugende Kraft die Gewalt des Gewitters. Werfen sich endlich auch Blitze gegen sie, so führen sie solche unschädlich in die Erde.

Beym Donnerwetter herscht mancherley Aberglaube, von dem ich auch noch etwas sagen muß.

1) Wenn in einem Haus ein Feuer oder Licht brennt, so kann es vom Blitz nicht getroffen werden. Gerade das Gegentheil! Der Rauch, welcher durch den Schornstein, vom Feuer erregt, hinauf zieht, ist so gut

Leiter, als die metallene Stange und führt den Blitz sehr oft durch diesen ins Haus herein. Man hat ja unzählige Beyspiele, daß der Blitz Schornsteine getroffen hat, unter denen auf dem Heerd ein Feuer brannte.

2) Wenn mit Glocken geläutet wird, so schadet das Gewitter dem Ort nicht. Dies Mittel ist nicht allein unnütz, sondern sogar höchst gefährlich. Die Glocken, als große Massen von Metall, ziehen schon ohnehin die Gewittermaterie an sich. Durch das Läuten, wenn sie erhitzt werden, wird der Zufluß derselben noch mehr vermehrt. Im Jahr 1718 schlug das Gewitter, in der Nacht vom 14. zum 15. April, von Landernau bis St. Paul de Leon in Bretagne in vier und zwanzig Kirchen ein, in denen man läutete, um das Gewitter, wie man wähnte, zu vertreiben und tödtete verschiedene Personen, welche die Glocken zogen. Die Kirchen hingegen, wo man das Läuten unterlassen hatte, blieben verschont. Wenn es nicht so häufig geschieht, als es der Natur der Sache nach möglich wäre, so ist blos der Stand der Gewitter Ursache.

3) Wenn es stark regnet, ist das Gewitter weniger gefährlich. Umgekehrt, es ist weit gefährlicher, denn durch den heftigen Regen wird der Blitz auf die Erde geleitet und kein Körper ist sicher, daß er nicht von ihm ergriffen werde.

4) Der Teufel, oder böse Menschen können Gewitter machen. Unwissende Menschen, die keine natürliche Ursache anzugeben wissen, geben dem Teufel, oder bösen Menschen, erstaunend viel Arbeit. So war es im Heidenthum, so macht es der Pöbel unter den Christen. Allein wer darauf Acht gehabt hat, was ich oben

vom Entstehen der Gewitter gesagt habe und wer es weiß, wie nöthig und nützlich sie dem Erdboden sind, daß ohne sie nichts seine gehörige Zeitigung bekäme, der wird von allem Aberglauben in dieser Materie frey seyn und bleiben. Wie sollte es möglich seyn, daß Gott bösen Geistern oder Menschen Herrschaft über die Natur erlaube, die sie ganz gegen seine wohlthätigen Absichten richten könnten? Wir können mit Knallpulver und andern Dingen ein Gewitter im Zimmer im Kleinen nachahmen, aber in der Luft, ohne den gehörigen Apparat werden wir es wohl müssen bleiben lassen.

Ich könnte noch mehr dergleichen Aberglauben anführen, glaube aber, daß es weit nützlicher sey, Verhaltungsregeln beym Donnerwetter zu geben.

1) Ehe das Gewitter kommt, sucht euch durch Oeffnung der Thüren und Fenster frische Luft in das Zimmer zu schaffen und zu erhalten, daher müssen sich so wenig Personen, als möglich, beysammen aufhalten. Ein Zimmer ebenen Fußes, wenn es hoch und geräumig ist, bleibt immer das beste. Sichert es fleißig vor der Zugluft, denn dieser folgt der Blitz gar zu leicht.

2) Vermeidet jede Erhitzung und das Schwitzen am Leibe, wechselt lieber im Nothfall die Kleidung. Alle schwitzende Theile des Körpers sind bey einer Berührung vom Blitz der größten Verletzung ausgesetzt.

3) Bleibt im Zimmer in der Mitte, auf einer trockenen und reinen Stelle, und entfernt euch von allem, was Metall ist, z. B. Ofen, Nägeln, Thürschlössern, Geld, Schlüssel, Uhren, Schnallen u. s. w. denn ihr wißt, wie gerne der Blitz das Metall sucht.

4) Macht euch gefaßt, sogleich eine Thüre öff-

nen und im Nothfall das Freye gewinnen zu können, damit, wenn der Blitz durch das Zimmer fahren sollte, ihr — wenn er glücklich vermieden ist — nicht Gefahr lauft, von der erstickenden Luft überwältigt und getödtet zu werden. Einige haben geglaubt, es sey rathsam, während des Gewitters gar die Thüre öffnen zu lassen, aber dies könnte leicht gefährlich werden. Besonders muß man die Zugluft zu vermeiden suchen.

5) Kommt das Gewitter bey der Nacht, so verlaßt das Bette, theils um das Schwitzen zu vermeiden, theils von keinem Unglück unbereitet überrascht, oder gar im Schlaf überfallen zu werden.

6) Trifft euch das Gewitter auf freyem Felde, so entfernt euch von allen großen Körpern, als Bäumen, Pferden, beladenen Wagen und dergleichen, denn alles erhabene ist dem Auffallen des Blitzes vorzüglich ausgesetzt. Macht euch nicht zu nahe an Teiche, Sümpfe und andere Gewässer, weil alle diese Dinge die Gewittermaterie leicht an sich ziehen und ihr mitergriffen werden könntet. Vorzüglich gefährlich ist es, unter einem einzelnen Baum zu stehen, besonders unter einem solchen, der wässerichte Säfte hat.

7) Erhabene Oerter meidet, denn der Mensch ist eben sowohl Gewitterleiter, als die metallene Stange, aber er kann die Materie nicht, wie jene, ohne Schaden abführen.

8) Sucht keinen Schutz unter Bogen, Thorfahrten u. s. w. denn es herrscht da Zugluft und ich habe schon gesagt, wie gefährlich sie sey.

9) Ueberfällt euch ein Gewitter auf einer Reise zu Pferd oder im Wagen, so reitet und fahrt nicht weiter fort, denn der dampfende Schweiß der Pferde, der starke Zug der Luft, die Erhitzung der Räder, des Wagens und der Hufeisen der Pferde, könnte euch leicht in Gefahr bringen. Es ist bes-

ser, aus dem Wagen zu steigen, etwas naß zu werden, auch allenfalls sich einen Kathar holen, als Gefahr zu laufen, aus Bequemlichkeit dem Tod entgegen gehen.

10) Gewitterfurcht ist gemeiniglich ein Erziehungsfehler, also noch eine Regel: sucht die Kinder dafür zu bewahren. Schwatzt ihnen nicht von einem zornigen u. strafenden Gott vor, sondern lehrt sie einen gütigen und wohlthätigen kennen und verehren. Zeigt euch gelassen und muthig in ihrer Gegenwart, so werden sie in der Zukunft nie von einer knechtischen Gewitterfurcht gemartert werden.

48. Die Sonnenfinsterniß.

In meiner Jugend hörte ich einmal, da gerade eine Sonnenfinsterniß eingefallen war, ein altes Mütterchen erzählen: die Sonne und der Mond streiten sich mit einander und wenn die Sonne unterliege, so werde der jüngste Tag kommen. Daß ich mit großer Herzensangst den Vorübergang dieser Naturerscheinung erwartete, ist sehr natürlich. Ich weiß, daß unter dem gemeinen Mann noch jetzt dieser Aberglaube herrscht, daß man glaubt, die Wasser werden durch eine Sonnenfinsterniß vergiftet u. s. w. und darum beschloß ich, die richtige Erklärung zu geben und einige Beyspiele der Furchtsamkeit vor Sonnenfinsternissen zu erzählen.

Eine Sonnenfinsterniß entsteht durch den Mond, der zwischen der Sonne und der Erde vorüber geht, und da er ein dichter Körper ist, so wie unsre Erde, so bedeckt er die Sonne entweder ganz, oder zum Theil. Eine Sonnenfinsterniß ist also keine wahre Verfinsterung der Sonne, sondern nur eine Verdeckung derselben, denn sie behält ihr voriges Licht, nur können ihre Strahlen durch den dichten Körper des Mondes nicht auf die Erde drin=

gen. Wenn die Bedeckung der Sonne durch den Mond geschieht; indem die Sonne über dem Horizont *) in einer Gegend ist, so heißt man es eine sichtbare Sonnenfinsterniß. Ist aber die Sonne unter dem Horizont, so wird sie eine unsichtbare genannt. Es kann aber eine Sonnenfinsterniß nie anders vorfallen, als im Neumond, denn alsdann steht der Mond zwischen der Sonne und der Erde. Er kehrt alsdann der Sonne seine erleuchtete, unsrer Erde aber seine unerleuchtete Seite zu. Kommt er nun zuweilen so zu stehen, daß, wenn man eine gerade Linie von unsrer Erde in die Sonne ziehen wollte, diese den Mond berühren würde; so bedeckt er die Sonne, oder einen Theil derselben, und die unerleuchtete Hälfte des Mondes, die wir ausserdem nicht sehen können, wird uns, so weit sie vor die Sonne tritt, als eine schwarze Scheibe sichtbar, die sich von der Abendseite der Sonne nach und nach in dieselbe hinein bewegt und auf der andern Seite allmählig wieder heraustritt.

Zwar tritt der Neumond alle Monate ein, ihr müßt aber darum nicht glauben, daß wir alle vier Wochen Sonnenfinsternisse haben, denn der Mond steht nicht immer zwischen der Sonne und der Erde. Am öftesten steht er so, daß er an der Sonne vorbey geht, ohne ihren Rand zu berühren und alsdann kann sie ihre Strahlen ungehindert auf die Erde fallen lassen. — Es giebt dreyerley Arten von Sonnenfinsternissen: 1) totale, bey denen die Sonne ganz vom Mond verdunkelt wird, 2) ringförmige, wo der Mond so mitten vor der Sonne steht, daß ein ringförmiger Rand, oder

*) Der Horizont ist eine Vorstellung der halben Erdkugel in Gedanken. So oft man seinen Platz verändert, bekommt man einen andern Gesichtskreis.

eine leuchtende Krone, die die Sonne um ihn her macht — ein Strahlenkranz zu sehen ist, und endlich 3) partiale, wo blos ein Bogenstück aus der Sonne herausgeschnitten zu seyn schein, das größer oder kleiner ist, je nachdem die Sonnenfinsterniß mehr oder weniger Zolle *) hat.

Wenn ihr einmal gehört habt, daß die Sonne Millionenmal größer sey, als unsre Erdkugel, hingegen der Mond aufs wenigste fünfzigmal kleine, als die Erde, so werdet ihr denken, es sey unmöglich, daß die Sonne vom Mond könne verfinstert werden, und doch ist es so. Der Mond steht der Erde um vieles näher, als die Sonne, er kommt also, ob er gleich viel kleiner ist, unsern Augen um vieles größer vor, als die weiter von uns entfernte Sonne, folglich kann er natürlich die Sonne uns verbergen. Dieses geschieht ja oft durch das kleinste Wölklein, und wenn dies Wölklein so dicht wäre, als der Mond, würde es eine Finsterniß verursachen. Ich denke, es wird so begreiflich seyn. Um euch aber ganz zu überzeugen, so haltet nur eine Untertasse von einem Kaffeeschälchen vor die Augen, und ihr werdet weder Menschen, noch andere Gegenstände sehen, ob sie gleich viel größer sind, als das Schälchen.

Wie geht aber das zu, daß der Mond zuweilen vor die Sonne treten, uns ihr Licht ganz entziehen und zu einer andern Zeit auch gerade vor ihr stehen und doch einen ringförmigen Schein von ihr

---

*) Man theilt in Gedanken die Sonne in zwölf Theile, deren jeden man einen Zoll nennt und zieht mitten durch sie eine gerade Linie. Nach dieser Eintheilung heißt eine Finsterniß von drey Zoll eine solche, wo der vierte Theil der Sonne vom Mond bedeckt wird. Von sechs Zoll, wo der Mondkörper den Mittelpunkt der Sonne berührt, eine von neun Zoll, wo dreyviertel von der Sonne verfinstert werden.

übrig lassen kann? — Da müßt ihr überhaupt wissen, daß der Mond — wie ich schon gesagt habe — der Erde viel näher steht, als die Sonne und daß er nicht immer einerley Entfernung von der Erde hat.

Zuweilen steht der Mond der Erde näher, zuweilen ist er weiter von ihr entfernt. Daher erscheint er uns, wenn wir im Vollmond seine Scheibe sehen, bald größer, bald kleiner, je nachdem sein Abstand von der Erde beschaffen ist. Er erscheint uns zuweilen eben so groß, als die Sonne, oder etwas kleiner, als sie. Tritt er nun in einem von den angezeigten Fällen vor die Sonne, so wird auch in dem einen die Finsterniß anders ausfallen, als in dem andern. Tritt er gerade zu der Zeit vor die Sonne, wenn er uns so groß als sie scheint; so deckt er die Sonnenscheibe völlig; aber die gänzliche Verfinsterung dauert nur einen Augenblick und es wird der Abendrand der Sonne in eben dem Zeitpunkt wieder sichtbar, da der Morgenrand von dem Mond verdunkelt wird. Dies heißt eine totale (ganze) Finsterniß, ohne Verweilen.

Tritt der Mond im zweyten Fall vor die Sonne, wenn er uns größer als sie erscheint, weil er alsdann der Erde näher ist, als im ersten Fall, so wird die Sonne nicht nur ganz von ihm bedeckt, sondern es vergeht auch einige Zeit, ehe der Abendrand der Sonne von dem größer scheinenden Mond wieder verlassen wird. Dies heißt eine totale Finsterniß mit Verweilen. Die Dauer der gänzlichen Verfinsterung kann bis auf drey und eine halbe Minute gehen und dies ist die größte mögliche Sonnenfinsterniß, die geschehen kann. Tritt endlich der Mond so vor die Sonne, daß er uns, wegen seines größern Abstandes von der Erde, kleiner als die Sonne scheint, so wird er

sie alsdann, wenn er auch mitten vor ihr steht, doch nicht ganz decken, sondern es wird noch ein Theil von ihr, in Form eines Rings um den Mond, sichtbar sey und so entstehen die einförmigen Sonnenfinsternisse.

Die merkwürdigsten Sonnenfinsternisse, die bereits in unserm Jahrhundert vorgefallen, sind die von 1706, 1724, 1748 und 1764. Bey Gelegenheit der letztern, die in Paris eilf Zoll betrug, war der verstorbene König von Frankreich begierig, zu wissen, wenn in Paris einmal eine totale Finsterniß sich ereignen würde. Ein französischer Gelehrter berechnete es, und brachte heraus, daß von 1764 bis 1900 in Paris neun und fünfzig Finsternisse sichtbar seyn würden. Unter denselben würde keine einzige total, und nur eine ringförmig erscheinen. Diese wird den neunten Oktober 1847 erfolgen.

Aber wie um aller Welt Willen, geht das zu, daß man eine Sonnenfinsterniß so genau voraus sagen kann? Das geschieht durch Berechnungen. Wenn man einmal weiß, wie viele Zeit ein jeder himmlischer Körper zu seinem Umlauf braucht und welchen Stand er zu der und jener Zeit hält; so weiß man es auch von Sonne und Erde. Es ist aber eine sehr mühesame Sache, durch astronomische Berechnungen Sonnenfinsternisse vorher zu sagen, doch kann es auch auf eine leichtere Weise geschehen. Man hat nämlich herausgebracht, daß sich nach achtzehn Jahren und eilf Tagen immer eine ähnliche Sonnenfinsterniß wieder einstellt, folglich darf man nur zu dem Jahr und Monatstag einer Sonnenfinsterniß, die man weiß, achtzehn Jahre und eilf Tage addiren, so kommt der Tag heraus, wenn sie wieder zu sehen ist.

Die Finsterniß also, die 1764 den ersten April gewesen ist, war im Jahr 1782 den 12ten April

wieder und die vom 24 Junii 1778 kam den fünften Juli 1796 abermals.

So natürlich sind also die Sonnenfinsternisse, aber vor Zeiten sah man sie ganz anders an. Ein großer Feldherr, Namens Perikles, führte eine Flotte der Athenienser gegen ihre Feinde an. Eben damals trug sichs zu, daß eine Sonnenfinsterniß sichtbar war und der Schrecken unter seinen Soldaten wurde allgemein, auch der Steuermann zitterte. Perikles bediente sich, um die Furcht zu verjagen, eines ganz gemeinen Gleichnisses. Er nahm den Zipfel seines Mantels, hielt ihn dem Steuermann vor die Augen und sagte: glaubst du wohl, daß das, was ich jetzt thue, ein Zeichen des Unglücks sey? — Wahrhaftig nicht, antwortete der Steuermann. Indessen — erwiderte Perikles — ist es doch für dich eine Verfinsterung und sie ist von der, die du an der Sonne gesehen hast, nur darinn verschieden, daß der Mond, weil er größer ist, als ein Mantel, auch einer größern Anzahl von Leuten die Sonne verdeckt.

Alexander der Grosse, dem es gewiß nicht an Herzhaftigkeit fehlte, wurde doch durch eine Finsterniß einst in nicht geringes Schrecken versetzt und befahl, der Sonne und dem Mond Opfer zu bringen, weil er diese Begebenheit als ein Zeichen von dem Unwillen dieser vermeinten Gottheiten angesehen hatte.

Die Indianer, welche die Sonne und den Mond als höchste Wesen, zumal die Sonne als den Ursprung aller Dinge, wegen ihres wohlthätigen Einflusses verehren, gerathen allzeit bey einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß in die äußerste Traurigkeit und sehen es entweder als eine Wirkung ihres Zorns, oder einer tiefen Schlafsucht an und suchen sie entweder durch Opfer zu versöhnen, oder durch Trommeln und Pfeiffen zu erwecken.

Nicias, ein Athieniensischer Feldherr, der sich mit einem Heer in Sicilien in grosser Gefahr befand, wofern er sich nicht schleunig rettete, war so glücklich, ohne daß es der Feind merkte, bey der Flotte alles zur Abreise veranstaltet zu haben. Indem er aber eben im Begriff war, abzusegeln, trat plötzlich mitten in der Nacht eine totale Mondsfinsterniß ein, welche ihn und die Armee in das äußerste Schrecken versetzte. Unwissenheit und Aberglaube machten ihnen eine so plötzliche Veränderung fürchterlich, denn sie sahen die Ursache nicht ein und erwarteten schreckliche Folgen. Die Wahrsager waren eben so furchtsam, hielten die Abfahrt auf, diese wurde unterdessen ruchbar, der Feind griff an, Nicias wurde geschlagen und er selbst verlor sein Leben. Hingegen gelang es einem andern Feldherrn, dem König Agathokles von Syracus, daß er bey seinem Heer die Furcht vor einer Sonnenfinsterniß zerstreute und dadurch gewann er eine entscheidende Schlacht.

Als Christoph Columbus die Insel Jamaika entdeckt hatte, litt er auf derselben so großen Mangel an Lebensmitteln, daß er alle Hoffnung verlor, sich und seine Soldaten zu erhalten und sich gezwungen sah, die Entscheidung seines Schicksals den Wilden zu überlassen. Zu gutem Glück fiel ihm ein, daß eine Mondsfinsterniß bevorstund. Er ließ also den Oberhäuptern der Wilden ansagen, daß, wofern ihm nicht alles, was er verlangte, geliefert würde, er das äußerste Unglück über sie bringen und damit anfangen wolle, daß er den Mond seines Lichts beraube. Anfangs lachten die Wilden seiner Drohung, sobald sie aber sahen, daß der Mond wirklich anfieng zu verschwinden, geriethen sie in Todesangst, legten alles, was sie hatten, zu Columbs Füssen und baten um Gnade.

In einer Chronik der Stadt Hamburg liest man, daß bey einer Sonnenfinsterniß, die den ersten August im Jahr 1654 daselbst gesehen wurde, ein großer Theil der Einwohner diese Naturbegebenheit für einen Vorboten des jüngsten Tages gehalten habe. Man hat auch an der großen Menge Kommunikanten damals bemerkt, daß sich durch öftere Vornehmung dieser heiligen Handlung die Leute auf die Ankunft desselben bereiten wollten.

Manche Finsternisse sind sehr fürchterlich anzusehen gewesen. So erzählt Herodot, einer der ältesten Geschichtschreiber, daß im sechsten Jahr des Krieges zwischen den Lydiern und Medern eine Sonnenfinsterniß während der Schlacht vorgefallen und der Tag in völlige Nacht verwandelt worden sey. Zu Coimbra war am 21. August des Jahrs 1560 eine Sonnenfinsterniß, wobey es dergestalt Nacht wurde, daß man nicht sah, wo man den Fuß in der Dunkelheit hinsetzen sollte und die Vögel, vor Schrecken über eine so unvermuthete Finsterniß, auf die Erde herabfielen. Bey der Sonnenfinsterniß den 25. Sept. im Jahr 1699 blieb zu Greifswalde in Pommern von der Sonne nur ein ganz geringer Streifen sichtbar und die Dunkelheit war so groß, daß man weder lesen noch schreiben und vier Sterne am Himmel sehen konnte. Bey der den 22. May 1706 wurde es an vielen Orten so finster, daß man Licht anzünden mußte. Zu Zürich in der Schweiz konnte man in einer Weite von vier Schritten keinen Menschen erkennen. In Leipzig schien es damals eben so, wie es gewöhnlich des Abends zu seyn pflegt. Es war tiefe Dämmerung. Die Hüner und übrigen Vögel giengen zur Ruhe, die Nachtigall fieng an zu schlagen, die Fledermäuse flatterten umher, um den Horizont war der Hin-

mel ganz roth, der Thau fieng an aufzusteigen und die Blumen, die sich sonst des Abends zu schließen pflegen, schlossen sich. Bey der gänzlichen Sonnenfinsterniß, die im Jahr 1724 in Paris war, dauerte die völlige Dunkelheit fast drey Minuten und die Sterne Merkur und Venus, die damals mit der Sonne in gerader Linie stunden, waren deutlich zu sehen. Der erste Theil der Sonne, der wieder hervor kam, warf einen so schnellen und lebhaften Blitz von sich, daß dadurch die Dunkelheit plötzlich zerstreut wurde.

Die übeln Bedeutungen, die man den Sonnenfinsternissen zuschreibt, sind Hirngespinnste des Aberglaubens und weiter nichts. Es fällt weder ein giftiger Thau, noch bedeutet es Krieg, Hunger und Pest, sondern der Mond wirft einen Schatten auf die Sonne daß man sie eine kurze Zeit auf derErde nicht sehen kann und das ists alles.

49. Etwas vom Ohrenklingen.

Wenn das rechte Ohr klingt, so wird etwasGutes und wenn das linke klingt, etwas Böses von jemand gesprochen. — Dies ist eine sehr alte Meinung, aber in der That eben so falsch, als sie alt ist. Denn gesetzt, daß der Schall von der Rede eines dritten aus einer Entfernung so weit dringen könnte, so müßte es ganz sonderbar zugehen, wenn diesen Schall nur derjenige hören sollte, von dem man gesprochen hat und nicht eben so gut jeder andere. Es besteht auch dieser Schall nicht in Worten, wie z. E. das Echo Worte nachschallt, sondern es ist ein bloßes Klingen, und glauben, daß von einem gesprochen werde, wenn ihm das Ohr klingt, ist eben so thöricht, als hoffen, daß man Geld bekomme, wenn jemand die linke Hand jückt.

Die wahre Ursache des Ohrenklingens ist diese.

In den Ohren giebt es Blutgefäſſe, nämlich Pulsadern, welche beym Schlagen bald aufgetrieben und ausgedehnt, bald wieder zuſammengezogen werden. Wenn nun dieſe Pulsadern zu ſehr mit Geblüt angefüllt werden, und das Blut ſtark nach dem Kopf ſtrömt, ſo ſchlagen ſie heftiger. Dadurch wird ſowohl der innerlichen Luft, als auch den nahe an den Pulsadern liegenden Nerven eine Erſchütterung beygebracht, die einen Schall zu erwecken vermag, ohne daß einer von auſſen da iſt; daher trifft man das Ohrenklingen meiſtens bey vollblütigen Perſonen an.

Was bedeutet das Ohrenklingen alſo? — Keine Nachrede, ſondern eine Vollblütigkeit, oder Erhitzung des Bluts.

50. Das Regenbogen-Schüſſelchen.

Wenn ein Regenbogen am Himmel ſteht, ſo wähnt der Aberglaube, daß ein goldenes Geſchirr aus ihm herunter falle. Dieſe Geſchirre ſind wie groſſe Pfenninge geſtaltet, und ihr innerlicher Werth kann wegen Verſchiedenheit der Schwere von zwey bis acht Gulden Betragen. Beynahe ein jedes hat eine andere Figur. Man ſieht darauf Laub, Köpfe, ſtrahlende Sterne u. ſ. w. Es ſoll Glück in ein Haus bringen, wo man es beſitzt. Und warum das nicht? Iſt man doch in den Augen der meiſten Menſchen glücklich, wenn man nur Gold hat! — Der Segen hingegen weiche, ſagt man, wenn das Regenbogen-Schüſſelchen verkauft werde.

Wenn jeder Regenbogen ſo ein Schüſſelchen fallen ließe, ſo müßten ihrer mehr auf Erden ſeyn, als Steine, denn wie viel Regenbogen giebt es nicht?

Aber was ſind es denn, dieſe Regenbogen Schüſſelchen? Höchſt wahrſcheinlich alte Mün-

zen, vielleicht auch Dinge, die man vor Alters als Zierrathen gebraucht hat. Wenn nach einem Regen die Erde locker geworden ist, so kann es gar leicht geschehen, daß sie daraus hervorgewühlt werden können.

Vom Regenbogen — so viel ist einmal sicher — werden sie nicht erzeugt. Der Fleiß der Menschen hat das Gold der Erde abgedrungen, die Kunst hat es gebildet und der Aberglaube ihm übernatürliche Kräfte zugeschrieben.

51. Die Chiromantie.

Mit der Gegenwart unzufrieden, giengen die Menschen immer damit um, den Vorhang aufzuheben und in die Zukunft hinein zu sehen. Diese Begierde nutzten Betrüger und betrogen die Neugierigen um ihr Geld und ihre Ruhe.

Bey dem großen Haufen der Abergläubigen stunden immer die Zigeuner im Ruf der Wahrsagergabe und stehen es wahrlich bis auf den heutigen Tag. Das gemeinste Mittel, dessen sie sich bedienen, ist die Chiromantie, das ist, die Kunst, aus den Bergen und Linien der Hand nicht nur den Gemüths-Charakter, sondern auch die Schicksale eines Menschen bestimmen. Diese Linien aber haben nichts weniger als Bezug auf menschlichen Karakter und Schicksale und es kommt nur darauf an, ob man einem Kind die Hände lang zusammenpreßt, oder den Gebrauch derselben frühzeitig gestattet, daß die Linien so oder so gebildet werden und so geht es auch in spätern Jahren, je nachdem ein Mensch leichtere oder härtere Handarbeit hat.

Wenn man also diese vermeinte Kunst mit natürlichen Augen ansieht, so wird sie gleich zeigen, daß sie eitle Thorheit sey. Denn wenn die Linien und Berge auf eine so zufällige Art in der Hand

gebildet werden, wie — sagt mir — ist es möglich, daß sie eine wahre und unveränderliche Bedeutung, die auf den Karakter und die Schicksale eines Menschen richtigen Bezug hätten, haben können? — Diese Wahrsager sind Betrüger, stehlen wo sie können und verdienen daher nicht geduldet zu werden.

52. Von Träumen.

Von großer Bedeutung sind dem Aberglauben die Träume, ob sie gleich im Grunde nichts bedeuten und nur dem wichtig sind, dem alles etwas bedeutet, dessen Entstehungsart er sich nicht erklären kann.

Wenn der abgemattete Leib ruht, so kann unsere Seele dennoch beschäftigt seyn, ja sie ist es um so mehr, weil sie weniger gestört wird, als am Tage und äußerliche Gegenstände nicht mehr auf sie wirken. Oft denken wir am Tage etwas ganz dunkel und im Schlaf schafft die Seele eine ganze Geschichte daraus und wenn man nachher über einen solchen Traum nachdenkt, so kann er wieder kommen. Sollten die Träume etwas bedeuten, sollten sie gleichsam der Spiegel seyn, in dem wir die Zukunft sehen könnten, so müßten wir sie für unmittelbare göttliche Eingebungen halten und da lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß sie das nicht seyn können, sondern unsre eigene Seele schafft sich die Bilder, die sich uns im Schlaf darstellen. Wollt' ich über die Entstehung der Träume mich noch weiter ausbreiten, so müßt' ich tiefer in die Seelenlehre hineingehen und würde euch unverständlich werden. Merkt euch daher nur das einzige, daß eure Seele selbst Schöpferinn eurer Träume ist und daß sie gemeiniglich aus Gedanken und Ideen entstehen, die ihr schon einmal wachend, auf irgend eine Art, gehabt

habt, gesetzt auch, daß ihr es euch auch nicht mehr bewußt wäret.

Der Aberglaube hat seine eigene Art, Träume zu deuten. So soll z. E. allzeit das Gegentheil von dem in Erfüllung gehen, was einem geträumt hat. Wenn jemand von einer Hochzeit träumt, so soll ihm in seiner Familie eine Leiche bevorstehen. Hat man im Traum eine Person sterben gesehen, so bedeutet es, daß sie ein hohes Alter erreiche; hat man einen Leichenzug gesehen, so erfolgt darauf eine Hochzeit u. s. w. Das sind wahrhaftig sonderbare Deutungen und unsre Seele müßte eine recht eigentliche Freude daran haben, uns zu äffen, wenn sie uns vorher ängstigen wollte, wenn uns eine Freude bevorstünde; wenn sie uns im Schlaf eine Lust gönnte, und wachend sollte Traurigkeit dafür folgen. Man muß sich wundern, nicht allein, daß man solche Frazen erdenken konnte, sondern wie es nur möglich war, daß jemand im Ernst daran glauben und — leider — noch jetzt glauben mochte.

Daß viele und gewiß die meisten Träume in unsern Handlungen und Gedanken vom Tage her ihren Grund haben, ist bereits von mir erinnert. So sieht der Hungerige ein Stück Brod im Traume, das er wachend sich wünschte. Der Geizige sieht sich mit Säcken voll Thaler und Dukaten umgeben, nach denen er schmachtet. Der Verliebte findet Erhörung seiner Wünsche bey seiner sonst spröden Schönen; und so sieht jeder, nachdem er eine Neigung hat, ihre Erfüllung im Schlafe. Manche Träume haben ihren Grund in der Leibesbeschaffenheit eines Menschen, anders träumt der Gesunde, anders der Kranke. Wer schweres und dickes Blut hat, bekommt gemeiniglich auch schwere und fürchterliche Träume.

Aber manche Träume sind doch wirklich erfüllt

worden? — Vielleicht, aber mich dünkt, das könnte ganz zufällig gekommen seyn und ohne daß der Traum vorhergegangen wäre. Es beschäftigt sich zum Exempel jemand lange mit der Hoffnung einer glücklichen Erbschaft, auch im Schlaf wird er ihrer nicht los, er träumt davon. Wie leicht kann es sich nun fügen, daß aus seiner Verwandtschaft jemand stirbt, den er erbt? Eben so sicher aber wäre das Erbe gewesen, wenn er nicht geträumt hätte. Noch ist dabey zu merken, daß so ein zufällig eingetroffener Traum gleich laut verkündiget wird, aber von den hunderten, die nicht eintrafen, schweigt man wohlweislich stille. Jenen einzelnen führt man sogleich zum Beweis an, daß die Träume etwas bedeuten, aber nicht jene hunderte, zum Beweis, daß sie nichts bedeuten, und doch wäre natürlicher, von mehrern Fällen zu schliessen, als von einem einzelnen. Doch was ist dem Aberglauben Natur? Gäbe er auf sie acht, so würde es um ihn selbst geschehen seyn. Quält euch nicht, liebe Leser! eure Träume zu deuten, wenn ihr eurer eigenen Ruhe nicht feind seyd.

53. Vom Sieblaufen.

Durch das Sieblaufen will man erfahren, wer in einem Hause einen Diebstahl begangen hat. Man faßt das Sieb mit einer Zange oder Scheere und hebt es damit in die Höhe, daß es vertikal hängt. Sodann müssen zwey Personen mit ihren Mittelfingern die Zange von beyden Seiten zusammen halten, dann wird der Anfang mit einer Beschwörung gemacht. Man nennt die Personen, die man wegen dieses Diebstahls etwa in Verdacht hat, und sobald man den Namen nennt, auf den der stärkste Argwohn fällt, so dreht sich das Sieb herum und der Thäter ist entdeckt.

Man kann es nicht sagen, wie die menschliche

Bosheit auf diese Art von Wahrsagerey gefallen sey, wodurch die Ehre und der gute Name so manches Unschuldigen aufs Spiel gesetzt wird, denn unmöglich kann ein vernünftiger Grund angegeben werden, wie die Bewegung eines Siebes und der in einem Hause geschehene Diebstahl mit einander Verbindung haben könnten. Wenn das Verlangen, den Dieb zu wissen, einem leblosen Körper, dergleichen das Sieb ist, die oder jene Richtung geben könnte, so würden die Würfel und Karten allzeit so fallen müssen, wie der nach Gewinn dürstende Spieler wünscht. Die wahre Ursache von der Bewegung des Siebes ist diese: Wenn man etwa starke Gründe hat, von jemand besonders zu vermuthen, daß er der Dieb sey, so spricht man dessen Namen zuletzt aus, wenn die vom Halten des Siebes angestrengte Nerven nachzulassen und zu zittern anfangen, wodurch dann das leicht bewegliche Sieb in Gang kommt, oder der Beschwörer ersetzt allenfalls durch einen geschickten Stoß, was der Bewegung noch abgeht. Derjenige, bey dessen Namen nun das Sieb in Bewegung kommt, mag der Dieb seyn, oder nicht, so bestärkt sich wenigstens der Verdacht. Hausfreunde können darüber mit Feindschaft und die treuesten Dienstboten mit Verlust ihres Brodes belohnt werden. Fürchtet euch daher vor dieser grundlosen und abscheulichen Wahrsagerey!

54. Vom Kartenschlagen.

Diese Kunst ist wahrscheinlich Anfangs nur zum Spaß erdacht worden, endlich machte der Aberglaube Ernst daraus. Man mischt die Karten, läßt den, welchem man wahrsagen will, abheben, und ein Blatt wählen, wornach sich der Wahrsager zu richten hat. Dann legt man die Blätter, je achte, nach der Reihe auf, und

fängt an zu weissagen. Der Wahrsager betrachtet die Lage des erwählten Blattes und die Lage der andern gegen dasselbe, giebt einer jeden Farbe eine eigene Bedeutung, Herz bedeutet Vergnügen, Schelle Geld, Eichel Verdruß und Laub Hoffnung. Auf die aufgehobene Farbe kommt alles an. Sind die Blätter gelegt, dann fängt man mit großer Weisheit an gegenwärtige und künftige Schicksale vorher zu sagen.

Man sieht leicht ein, daß hier alles ganz willkührlich angenommen wird, denn was haben die Kartenblätter für eine Verbindung mit den Schicksalen der Menschen? Warum soll diese Farbe Glück, eine andere Unglück, diese ein Haus, jene einen Brief bedeuten? Findet sich von ungefähr eine Aehnlichkeit mit den Schicksalen dessen, welchem man wahrsagt, so ist es ein Ungefähr, und dann weiß man schon, was davon zu halten ist.

55. Vom Punktiren.

Auch dies ist eine Art von Wahrsagerey. Ehemals machte man Punkte in Staub oder Sand, in der Folge aber auf Papier. Die Fragen, welche man beantwortet wissen will, können mancherley seyn, z. E. ob ein Kranker wieder gesund werde, ob ein Reisender bald zurück komme u. s. w. Es wird der Person Taufname nach dem A. B. C. da ein jeder Buchstabe eine Zahl hat, berechnet, der Wochen = oder Planetentag auch hinzugesetzt, welcher ebenfalls eine Zahl hat.

Eben so, wie beym Kartenschlagen, wird auch beym Punktiren alles willkührlich angenommen und es werden immer noch mehr dergleichen A. B. C. ausgedacht und eben daher wird es einleuchtend, daß die Antworten unsicher sind und gar nicht darauf zu bauen ist. Der Name, den eine

Person in der Taufe bekommt, hängt von der Willkühr seiner Aeltern ab, und jedem Buchstaben wird ebenfalls in dieser Kunst eine Zahl blos nach Willkühr angewiesen, daher können all diese willkührliche Umstände zum Glück, Tod, Leben, Gesundheit u. s. w. eines Menschen unmöglich passen.

Gesetzt ich habe durch Kartenschlagen, Sieblaufen, oder Punktiren den wahren Dieb zufälliger Weise errathen, so darf ich ihn mit diesem elenden Beweis vor keinem Gericht belangen. Ist er es etwa gar nicht, so kann ich, weil ich seine Ehrlichkeit in Verdacht ziehe, in große Ungelegenheit kommen. Daher ist jedem zu rathen, daß er dergleichen nichtssagende Künste in ernsthaften Dingen anzuwenden unterlasse, ja selbst zum Scherz möcht ich sie nicht anrathen, weil in einer Gesellschaft, wo sie gespielt werden, leicht schwache Seelen seyn können, auf deren Gemüthszustand so ein Spaß eine schlimme Wirkung zu äußern vermögend ist.

56. Witterungsregeln des Landvolks.

Dem Landmann ist wegen der Feldarbeit sehr daran gelegen, zu wissen, ob es auf die und jene Zeit gut Wetter werde. Er fragt den Kalender und — ist in den meisten Fällen betrogen, denn man hat es nun so ziemlich heraus, daß sich die Witterung auf die Zukunft nicht wohl voraus sagen läßt. Wenigstens sind wir — wenn diese Wissenschaft je noch zu einiger Vollkommenheit gedeihen soll — gegenwärtig noch sehr weit zurück und dasjenige, was einer hier vieljährige Erfahrung nennt, ist ein höchst unbedeutender Theil von der Reihe derjenigen Jahre, die dazu erfodert werden, um einigermassen etwas mit Sicherheit bestimmen zu können.

Der Landmann hat seine eigene Witterungsregeln, von denen wir einige näher betrachten wollen.

1) Morgen-Roth, Abend Koth. Wenn es aber des Abends eine Röthe hat, so ist dagegen der Morgen schön. Sieht man am Himmel eine Röthe, so ist es ein Zeichen, daß der Luftkreis entweder mit dicken Dünsten oder Thauwolken, welche zu ihrer Entladung bereit sind, angefüllt sey. Zeigt sich die Röthe des Abends, so kann die Kälte der Nacht die wässerichten Dünste zusammentreiben, daß sie schwerer werden und als Thau oder Reif herunter fallen. Die Luft ist nun von schweren Dünsten gereinigt und daher läßt sich auf den folgenden Tag schönes Wetter vermuthen. Zeigt sich die Röthe hingegen des Morgens, so breitet die Hitze der aufgegangenen Sonne diese Dünste weit aus, sie nehmen einen größern Raum ein und heben das Gleichgewicht der Luft auf. Oder die Dünste werden in Regentropfen aufgelöst und also folgt ordentlich auf das Morgenroth stürmisches Wetter. Indessen können öfters die Winde die Regenwolken vertreiben und das Morgenroth ist demnach kein sicherer Prophet, daß es denselbigen Tag regnen werde.

2) Die Sonne zieht Wasser, es wird bald regnen. So pflegt man sich gemeiniglich auszudrücken, wenn man dunkle Streiffen in der Luft sieht, die wie Piramiden, oben von den Wolken her schmal und gegen die Erde herunter breiter werden. Es ist aber ausgemacht, die Sonne kann kein Wasser ziehen. Diese Streiffen entstehen alsdann, wenn die Sonne, die hinter einer Wolke steht, eine kleine Oeffnung durch dieselbe bekommt, so, daß sie einige Stralen durch solche auf die Erde werfen kann. Diese

Sonnenstralen werden dann wegen dem schwarzen Wolkenboden, aus dem sie schießen, desto sichtbarer und machen auch die wässerichten Dünste, die in der Luft sind sichtbarer. Da nun in solch einem Fall die Luft voll Wasser ist, so ist sehr wahrscheinlich, daß es bald regne, wenn anders die Dünste nicht vom Wind zerstreut werden.

3) **Wenn ein Regenbogen steht, so regnet es bald.** Diese Regel ist unrichtig ausgedehnt, denn der Regenbogen erscheint entweder gerade vor oder nach dem Regen, allzeit vor der Sonne gegenüber, denn die Sonnenstralen brechen sich in den gegenüberstehenden und durch die Luft sanft herabfallenden Regentropfen.

4) **Wenn es an Medardi oder Johannistag, oder an Mariä Heimsuchung regnet; so soll es vierzig Tage aneinander regnen.** Keiner dieser Tage hat so etwas besonders an sich, daß es vierzig Tage regnen sollte, wenn es an einem derselben geregnet hat. So viel ist möglich, daß um die Zeit, da sie einfallen, die von dem Winter zurück gebliebene Feuchtigkeiten durch die immer größer werdende Wärme nach und nach aufgelöst werden, aber das ist der Erfahrung nicht gemäß, daß es vierzig Tage hernach regnet.

Trockener März, nasser April, kühler May, füllt Scheuren, Keller und bringt viel Heu. Wenn bemeldte Monate so beschaffen sind, wie es hier angezeigt ist, so giebt es wahrscheinlich viel Frucht; denn wenn die Erde im März trocken ist, so läßt sie sich wohl pflügen und die Saat des Sommerkorns geschieht nach Wunsch. Durch die Nässe des Aprils kann der Saame keimen und aufgehen

und bey der Kühle des Mays überwächst sich das Getreide nicht. Es giebt auch Heu. Bey großer Nässe wächst kein Gras; es fängt erst recht an zu wachsen, wenn der Boden sich gesetzt, dabey aber locker und feucht ist. Im Frühling sind die Winde stark und trocknen den Boden zu sehr aus, wenn der April trocken ist. Ist der May zu warm, so duftet die Kraft der Pflanzen weg und es giebt kein kräftiges Gras. Der Weinstock treibt im April Augen und schlägt im May wirklich aus. Da er aber einen starken Trieb hat und daher viel Nahrung braucht; so ist für ihn ein trockener März, feuchter April und kühler May sehr zuträglich. Dennoch aber hängen von diesen Monaten die Schicksale des Weinstocks nicht allein ab.

Die unvernünftigen Thiere folgen mehr als der Mensch den Sinnen und sinnlichen Eindrücken, daher können sie leicht Wetterpropheten seyn. Man hält daher das Krähen der Hahnen zu ungewöhnlicher Zeit für ein Zeichen, daß das Wetter sich ändern werde, auch das Schreyen der Eulen in der Nacht. Wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde hervorkommen, die Bienen nicht aus ihren Stöcken heraus wollen, oder bey selbigen in der Nähe bleiben, die Bremsen, Fliegen, Mücken und Flöhe sehr stechen, Enten und Wasservögel untertauchen, die Spinnen hervorkommen und die Hunde Gras fressen, so sind dies Anzeichen von bevorstehendem Regenwetter.

Wenn die Schneegänse fliegen, so ist der Winter nahe. Die wilden Gänse merken die Annäherung des Winters und begeben sich daher aus kleinen Wässern in größere, die nicht so leicht überfrieren.

Der

Der Winter hat vertragen, er wird nicht kalt. Wenn sich der Winter frühzeitig, etwa um Martini, durch Schnee und Frost zeigt, so bedient sich das Volk dieses Sprüchleins, das aber gegen die Erfahrung ist.

57. Ob das Vieh gedeihe, wenn man aus dem Stall die Spinnengewebe wegfegt?

In die Ställe ziehen sich, der Wärme und Nahrung halber, viele Mücken, welche dem Vieh beschwerlich werden. Treibt sie das Vieh durch Bewegung des Schwanzes von sich, so gerathen sie leicht in die Spinnengewebe. Diese finden also dadurch ihren Untergang und das Vieh kann leichter gedeihen.

58. Ob das Garn weisser werde, wenn man bey der Wasche desselben brav lügt.

Vielleicht bewunderte einst ein Weib das weisse Garn ihrer Nachbarinn und fragte nach dem Mittel, es so weiß zu machen. Sie sagte ihr, daß gute Lauge hiebey das beste thun müsse. Jene schrieb es in ihr Koch- oder Hausbuch, ließ aber im Wort Lauge aus Versehen den Buchstaben a weg und da ward Lugen aus Laugen. Wollte nun eine andere Hausmutter weisses Garn haben, so rieth man ihr aus dem Koch- oder Hausbuch, daß man beym Waschen desselben brav lügen müsse, und so entstund dieser Aberglaube, denn zwischen dem Lügen und Garnwaschen ist doch sonst keine Verwandtschaft einzusehen.

59. Wenn man am Ostertag vor Sonnenaufgang aus einem Bach Wasser holt, ohne jemand zu grüssen, noch dem, von welchem man gegrüßt wird, zu danken, so bleibt dies Wasser immer frisch und hat besondere Kraft die Haut vor Ausschlag zu bewahren.

Das Wasser im Märzmonat, wenn die Erde stark dünstet, hat, vermöge seiner besondern Eigenschaften, die Kraft, der Fäulniß zu widerstehen und sich gut zu erhalten. Man kann es in Gläsern und Gefässen frisch wohl ein Jahr lang aufheben. Sammelt man noch überdas dieses Wasser vor Sonnenaufgang, ehe noch die wärmenden Sonnenstralen im Wasser und in der darinn befindlichen Luft eine Veränderung hervorbringen konnten, so ist es desto besser. Geschieht nun dies Wasserholen am Ostertag, oder nicht, das ist einerley, man darf auch jedermann grüssen, oder demjenigen schönen Dank geben, von dem man gegrüßt wird.

60. Wenn eine schwangere Frau einem armen Sünder, welcher hingerichtet wird, nachgeht, so stirbt ihr Kind eben desselben Todes.

Die Einbildungskraft einer schwangern Frau ist allezeit sehr rege und ihr Gemüth jedem Eindruck geöffnet. Es kann also gar leicht allerley schlimme Folgen haben, wenn sie einem so fürchterlichen Auftritt, als die Hinrichtung eines Missethäters ist, in einem solchen Zustand beywohnt. Um also vor diesen Folgen zu warnen, hat man die oben angeführte Regel erdacht. Hundert und tausend schwangere Personen würden nicht zu erschrecken seyn, wenn man ihnen natürlich erklärte, wie schädlich es ihnen und ihren Leibesfrüchten seyn kann, aber sagt irgend

eine alte Base so etwas, so bleiben sie hübsch zu Hause und nehmen sich in Acht.

61. Was sterben soll, stirbt doch.

Sterben müssen wir alle, das ist einmal das Loos der Menschen, aber dieser sonst so wahre Spruch kann sehr gemißbraucht werden. Wenn eure Uhr zerbrochen ist, so bringt ihr sie zu einem Sachverständigen Künstler und laßt ihr helfen. Der menschliche Körper aber ist wie ein Uhrwerk. Wenn darinn eine Unordnung vorgeht und man begegnet derselben nicht bey Zeiten, so kann die gänzliche Zerstörung daraus folgen. Der Höchste läßt Kräuter und andere wohlthätige Dinge aus der Erde wachsen, und giebt Menschen die Geistesgaben, zu prüfen, welche in dem und jenem Fall der zerbrechlichen Maschine nützlich seyn können. Wer nun diese Hilfe thörichter Weise verachtet und das Sprüchlein anführt: „Was sterben soll, stirbt doch;" der ist selbst Schuld, weil er die Mittel aus Aberglauben zu gebrauchen unterläßt, deren er sich hätte bedienen sollen.

Ich habe einmal eine Frau gekannt, die ein einziges schönes und geliebtes Kind hatte. Ihre Furcht, daß es vielleicht an den Blattern sterben könnte, war ungemein groß, dennoch wollte sie sich nicht dazu verstehen, es einpfropfen zu lassen. Ich und andere sagten ihr, daß die berühmtesten Aerzte es für das beste und sicherste Mittel hielten, wir führten ihr mehrere glückliche Beyspiele davon aus ihrem eigenen Wohnort an; — umsonst, sie meynte: was sterben solle, sterbe doch und was Gott erhalten wolle, bleibe am Leben. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts. — Das Kind bekommt die Blattern und — stirbt. Nun wollte die gute

Mutter von Sinnen kommen und das um so mehr, weil zwey Kinder aus ihrer Verwandtschaft, denen die Blattern eingepfropft waren, sie sehr glücklich überstanden hatten.

Weil ich eben zufälliger Weise auf diese Materie gekommen bin, so glaub ich, muß ich zum Besten meiner Leser mehr davon sagen.

Seitdem die Blattern zu uns nach Europa kamen, sind tausende durch sie hingerafft, oder auf ihr ganzes Leben, z. E. durch blinde Augen, unglücklich gemacht worden. Nach langem Nachdenken und Ueberlegen haben endlich die Aerzte ein geschicktes Mittel entdeckt, dieses Uebel in seine Grenzen zu verbannen und ihm wenigstens einen großen Theil seiner Schädlichkeit zu nehmen. Sie machen nämlich einem gesunden Kind, das von den Blattern noch nicht angesteckt ist, eine leichte Oeffnung in den Arm und legen in diese Offnung einen Faden, der mit Blatterngift angefeuchtet worden ist. Das Kind bekommt nun zu gehöriger Zeit sein Fieber und die Blattern zeigen sich. Was sie aber unschädlich macht, ist dieses, daß das meiste Gift bey der Oeffnung am Arme herausfließt und sich nicht an Theile des Leibes zieht, wo es schädliche Folgen hinterlassen könnte; und dann auch, daß die Aerzte anrathen, die Kinder fleißig der Bewegung und der wohlthätigen frischen Luft genießen zu lassen. Dies ist die ganze Sache, gegen die man schrecklich viele Einwendungen hat, von denen ich einige mit ihren Abfertigungen (die ich einem gelehrten holländischen Prediger abborge) berühren muß.

1) Man muß, sagt man, nichts Böses thun und wenn auch Gutes daraus erfolgen sollte. Das ist wahr, nur ist die Frage, ob es etwas Böses sey, wenn man einem

Kind die Blattern inoculiren läßt? Kluge Leute sagen, es sey blos eine nöthige Vorsicht, daß die Krankheit nicht gefährlich werde.

2) Nicht alle Kinder bekommen die Blattern, warum soll man sie also der Gefahr aussetzen? Es bekommen sie aber die meisten und wer steht euch dafür gut, daß gerade eure Kinder die glücklichen sind, welche verschont bleiben? Werden die Kinder angesteckt (das ihr die natürlichen Blattern nennt,) so lauft ihr Gefahr, daß sie daran sterben, hingegen kann man zweytausend gegen eins wetten, daß die Blattern, welche eingepfropft worden sind, nicht schaden; das hat die Erfahrung bewiesen.

3) Wer bürgt mir dafür, daß die inoculirten Kinder nicht noch einmal angesteckt werden? Das ist eine vergebliche Furcht. Man hat sogar Personen, die durch die Inoculation wenig Blattern bekamen, noch einmal inoculirt, und sie habens nicht wieder bekommen. Man hat andere inoculirt, die ehemals schon angesteckt waren, auch diese bekamen keine Blattern mehr. Das ist doch Erfahrung genug, gegen jene Einwendung.

4) Es bleibt doch immer Gefahr dabey; Gefahr für die Gesundheit, Gefahr des Todes; es ist also unbedachtsam, so ein Mittel zu wählen. Gegen Nebenzufälle kann kein Arzt sichern. Fast allzeit aber, das weiß man gewiß, hat die Inoculation glückliche Folgen. Ich lebe selbst an einem Ort, wo in einem einzigen Sommer sechs und zwanzig Kindern die Blattern eingepfropft worden sind und alle sind bis auf den heutigen Tag frisch und gesund, da hingegen andere, welche angesteckt worden sind, theils sterben,

theils böse Augen und aufs wenigste starke Pockennarben davon getragen haben. Endlich ist es allezeit vernünftiger, aus zwey Uebeln das geringere zu wählen und daß die angesteckten Blattern das größere Uebel sind, das hat die Erfahrung hundertmal bewiesen. Nach der genauesten Ausrechnung weiß man, daß die Gefahr bey der Einpfropfung mit der, worinn sich die Kinder in den sogenannten natürlichen Blattern befinden, in gar keine Vergleichung kommt.

5) Wenn ich aber in meiner Hoffnung mich betrogen säh! Wenn ein geliebtes Kind nach der Inoculation und an ihren Folgen stürbe! Barmherziger Gott! was für Vorwürfe würde ich mir machen müssen? Vorwürfe? daß ihr Leuten gefolgt habt, die richtige Kenntniß von der Sache haben? Ich denke, ihr habt als vernünftige Leute gehandelt, der Ausgang steht allzeit in Gottes Hand, wie in jeder Krankheit, gegen die ihr euch der Hilfe des Arztes bedient. Stirbt das Kind und ihr habt dem Rath des erfahrnen Arztes — der besser, als ihr, wissen muß, was gut sey, nicht Gehör gegeben, dann, meyne ich, sollten in der That Vorwürfe sich einstellen. Es ist unsre Schuldigkeit, gegen Uebel Mittel zu gebrauchen, welche die Erfahrung als bewährt zeigt. Wer sich dieser Mittel bedient, und der Versuch schlägt dennoch fehl, wird sich eben so vernünftig wieder zu beruhigen wissen. Er wird sich sagen: ich habe nichts versäumt, sondern alles gethan, was man von mir fodern kann. Ich habe dasjenige Mittel gebraucht, welches mir der Arzt als das beste rühmte, das fast immer gute Wirkung thut; aber Gott hat das Mittel nicht nach meinem Wunsch gesegnet. Ich habe mir also wenigstens nichts vorzuwerfen. Er ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt.

62. Welches Mädchen in der Christnacht in den Bronnen schaut, entdeckt darinn ihren Bräutigam.

In der Christnacht wird bekanntlich sehr vieler Aberglaube getrieben, wovon ich bereits oben das Bleygießen, Schatzgraben u. s. w. erwähnt habe. Wenn alles Forschen nach verborgenen Schicksalen so übel abliefe, wie einst dieses, daß zwey Dirnen ihren künftigen Bräutigam im Brunnen sehen wollten, so möchte dieser Aberglaube wohl nach und nach ausgehen.

Ein glaubwürdiger Mann, dessen ich mich bey Verfertigung dieses Wunderbüchleins öfters bedient habe, erzählt folgende traurige Begebenheit. Einst verabredeten sich zwey Bauernmädchen, sie wollten, wenn es in der Christnacht Mondschein wäre, in ein nahegelegenes Wäldchen gehen und in dem Brunnen daselbst ihres Bräutigams Angesicht zu sehen trachten. Ein Bauerkerl hörte es, gieng eher als sie dahin und stieg auf einen Baum, der nahe bey dem Brunnen stund. Voll Begierde kamen die beyden Mädchen und der Kerl legte sich mit dem Oberleib etwas zu stark hervor, so daß er aus dem Gleichgewicht kam und in den Brunnen hinab stürzte. Halb todt vor Schrecken und Entsetzen liefen die Mädchen davon und eine soll sogar an den Wirkungen der Furcht hernach gestorben seyn.

63. Wenn in einem Haus ein Licht brennt, so kann der Blitz nicht einschlagen.

Das kann nicht jedes Licht bewirken, sondern — wie der Aberglanbe wähnt — nur dasjenige, welches am Lichtmeßtag geweiht worden ist. Andere glauben, jedes Licht habe diese Kraft; allein eins wie das andere ist eitel Posse. Wenn ihr mit Ver-

stand und Aufmerksamkeit gelesen habt, was ich oben von Donnerwettern überhaupt und von Blitzableitern gesagt habe, so hab ich wohl nicht nöthig, jetzt diesen Aberglauben noch einmal herunter zu setzen.

64. Wer heimlich die Grenzsteine verrückt, muß dabey umgehen, (spucken.)

Daß die Grenzen unverrückt bleiben sollen, ist von den ältesten Zeiten hergebracht und bey den Israeliten war sogar der Fluch darauf gesetzt, wenn es von jemand geschehe. Bey den Heiden giengen bey Setzung der Grenzen allerley abergläubischen Gebräuche vor und daher hat sich auch manches bey den Christen erhalten, unter andern dieses, daß wer die Grenzen heimlicher Weise verrücke, müße — um seine Sünde abzubüßen — dabey spucken. Vielleicht dachte derjenige, welcher diesen Aberglauben erfand, alles Verbot möchte nichts helfen, diese Drohung aber die gewünschte Wirkung thun. Die Grenzen, welche euer und eurer Nachbarn Eigenthum scheiden, sollen euch darum heilig seyn und unangetastet bleiben, weil ihr, wenn ihr sie verrückt, euren Nachbarn von dem ihrigen boshafter Weise etwas hinwegnehmt und das ist ein wahrer Diebstahl, der in keinem Fall erlaubt ist und seyn kann.

65. Wer bey Nacht in den Spiegel sieht, erblickt darinn den Teufel.

Wer viel in den Spiegel schauet, giebt zu erkennen, daß er ein ziemlich eitles Geschöpf sey. Bey der Nacht ist es meistentheils unnöthig, in den Spiegel zu sehen. Um also vielleicht einem eiteln Jungferchen oder Pürschchen die Unart abzugewöhnen, wußte man nichts bessers, als zum Teufel, als einem allgemein bekannten Schreck-

bild, seine Zuflucht zu nehmen, denn dieser hatte zu allen Zeiten viel Einfluß auf angebrannte Hirnschädel.

66. Wenn man einen Sohn „Adam" und ein Mädchen „Eva" heißt, so werden sie sehr alt.

Daß ein Name gut sey, in einem andern hingegen etwas fatales stecke, ist ein alter Aberglaube, der auch schon bey den Heiden regiert hat. Weil nun Adam und Eva zu einer reinen Glückseligkeit auf Erden geschaffen waren, so glaubt der Aberglaube, daß diese Glückseligkeit auf diejenigen komme müsse, die ihre Namen führen; allein ich habe selbst Leute gekannt, die so hießen und darum nicht ein Haar breit glücklicher waren, als andere mit andern Namen.

67. Wenn der Himmel blutig ist, bedeutet es Krieg.

Der Himmel kann roth seyn, wenn entweder in der Nachbarschaft eine Feuersbrunst ist, oder durch eine Lufterscheinung, die man Nordschein nennt, welche seit ungefähr zehn Jahren sich häufiger zeigt, als sonst. Der Naturforscher sieht es ohne Beben und Staunen an, aber der Pöbel zittert dabey und damit es noch bedeutungsvoller sey, schafft er mit seiner schöpferischen Einbildungskraft noch Ruthen, Schwerter und alle Kriegsinstrumente in die schöne Röthe des Abendhimmels, um sich selbst zu quälen.

68. Die Kinder gedeihen nicht, wenn sie beschrien sind.

Wenn ein Kind nicht gedeihen will, so sagen die alten Weiber: es ist beschrien. Dieser Ausdruck will so viel sagen, als: man hat das Kind zu früh für stark, groß und vollkommen ausgegeben. So sucht der Aberglaube Ursachen auf und

geht die natürlichen immer vorbey. Warum manche Kinder nicht gedeihen wollen, das ligt an den Windeln. Denn wenn sie zu fest eingewickelt und eingeschnürt werden, so kann sich ihre Brust und der Unterleib nicht so frey ausdehnen, als zum Athemholen nöthig wäre. Das Athemholen und die Verdauung werden also gehindert. Im Magen entstehen Unordnungen, in den Gedärmen aber von den unverdauten Theilchen der Speisen krampfhafte Bewegungen.

Manche Kinder verlieren auch ihr Gedeihen, wenn man sie auf die linke Hand setzt und gleichsam in der Luft tanzen läßt, um sie zum Schweigen zu bringen. Denn die rechte Hand legt man dabey dem Kind an die Brust und drückt sie also. Die ausgestreckten Finger beugen die Seiten nieder, weil alles noch sehr weich ist, daher wird das Körperchen siech und kann nicht gedeihen. Sterben auch die Kinder nicht, so haben sie doch ihr ganzes Leben durch zu kränkeln, ohne daß man auf die rechte Ursache, warum sie so geworden seyen, fällt.

69. Zugabe von einigen wässerichten Lufterscheinungen.

Man versteht unter Lufterscheinungen alle diejenigen Veränderungen in unsrer Dunstkugel, die in die Sinne fallen. Die wässerichten entstehen aus den feuchten Dünsten, welche vom Erdboden und besonders aus dem Wasser, vermittelst der Wärme losgerissen und in Gestalt kleiner Bläschen in Bewegung gesetzt werden. Wie stark das Wasser ausdünste, könnt ihr daraus abnehmen, weil das mittelländische Meer an einem Sommertag fünftausend zweyhundert und achtzig Millionen Tonnen wegdampft.

So bald die Luft kühl wird, so treten die Dün-

ste aus dem Erdboden, der, als ein dichter Körper, noch Wärme behalten, in die Luft, und fallen vom Sonnenuntergang an bis wieder zum Aufgang in Tröpfchen herab und das ist der Thau.

Zuweilen schwitzen Pflanzen und Blüthen eine ähnliche Feuchtigkeit aus, die man den Honigthau nennt; setzt sich ein staubichtes Wesen auf die Bäume, so nennt man es Mehlthau. Wenn dieser durch den Regen nicht bald von den Bäumen abgespühlt wird, so wird dadurch die Ausdünstung der Blätter gehemmt und das Ungezieffer herbeygelockt, welches darauf seine Eyer legt. Oft aber sieht man auch die Brut der Blattläuse für den Mehlthau an.

Wenn die Dünste sich zwar etwas höher, aber doch wegen ihrer Schwere nicht hoch genug über den Erdboden erheben können, so entsteht ein Nebel, der bisweilen sehr schweflicht, dick und ungesund ist. Fallen die Nebel, so wird es schön Wetter, erhebt sie aber die Wärme, so nennt man diese in einer gewißen Höhe schwebenden Dünste Wolken. Je nachdem nun die Dunstbläschen, aus denen sie entstehen, dichter oder lockerer sind, und nachdem sie die Stralen der Sonne, gleichsam als geschliffene Gläser, brechen oder zurückwerfen, nachdem haben sie ihre verschiedenen Farben. Die höchste Wolke kann übrigens nicht über anderthalb Meilen hoch stehen.

Wenn die schwebenden und auf den Fittigen der Winde vorbey fährenden Dünste sinken und im Herunterfallen noch andere mit sich nehmen, so regnet es. Nachdem nun viel oder wenig Dünste im Fallen einander berühren, nachdem giebt es Staubregen, oder im Gegentheil starke Regen, Platzregen und verderbliche Wolkenbrüche.

Die Fenster schwitzen, wenn die in der

wärmern Luft des Zimmers schwebenden Dünste an den kalten Fensterscheiben ihre Bewegung verlieren. Ist die äußere Luft schon sehr kalt, so gefrieren diese Dünste. Erfolgt schnelles Thauwetter auf eine strenge Kälte, so gefrieren die lauen Dünste an den noch ganz erkälteten Mauern und man sagt: es schwitzt die Wand.

Wenn der Thau auf die kalte Erde fällt, so entsteht der Reif. — Das Glatteis aber ist der an den Steinen gefrorne zarte Regen. Wenn die Dünste sogar in den Wolken schon gefrieren, sich an einander hängen und ihrer Schwere halber sinken, so schneyt es. Da nun diese als Krystalle in sechseckichten Figuren herunter fallende Flocken voller Luft und bläsicht sind, so sehen sie weiß aus. Die Schlossen hingegen sind viel dichter. Es sind eigentlich Tropfen, die aus den Wolken fallen. Wenn sich nun damit sehr feines und flüchtiges Salz in der höhern, stets kältern Luft, vereinigt; so gefriert plötzlich der weisse Kern, den man im Hagel wahrnimmt. Diese Dünste nutzen zur Nahrung der Pflanzen und wenn gleich ihre Verrichtungen nicht ein Jahr wie das andere in der nämlichen Ordnung vorgehen, so wird doch durch diese wohlthätigen Ausflüsse des segnenden Himmels eine beständige Fruchtbarkeit des Erdbodens erhalten.

Von allerley merkwürdigen Thieren.

Auch von Thieren, zum Exempel feuerspeyenden Drachen, fliegenden Drachen, Basilisken, Phönixen und dergleichen, hat man euch, lieben Leute! viel elendes und falsches Zeug erzählt, und das, was an den Sachen wahr ist, mit einer Menge Fabeln verstellt. Hört mir zu, ich will euch getreulich die Wahrheit sagen, denn das, was ihr von mir hört, haben gelehrte Leute, die man Naturforscher nennt, schon lange untersucht und nach vielen angestellten Proben, Versuchen und Vergleichungen, als richtig befunden. Zuerst will ich euch nun vom

70. Feuerspeyenden Drachen

erzählen.

Wie der oder jener seinen großen Reichthum von einem Drachen bekommen habe, wie ein Drache zum Schornstein hineingeflogen sey, wie er denn eine große Menge alte Gold- und Silbermünzen auf den Herd gespieen; davon habt ihr sicherlich schon in eurer Jugend von alten Mütterchen mit Schaudern und Entsetzen gehört. In allen Geschichten von vorgegebenen Schätzen, die bey Nacht brennen, hat allzeit der Drache sein Amt und Wesen und hauset mit Feuer und Gift, daß es erschrecklich ist.

Die Drachen sind auf folgende Weise zu der Ehre gekommen, daß sie bey allen beschwerlichen Unternehmungen zu thun haben. Bey den alten Griechen, damit man die Götter und Halbgötter dem Volk recht groß und ehrwürdig machen möchte, erzählte man allzeit von ihnen, daß sie schreckliche Ungeheuer zu bekämpfen gehabt, und glücklich überwunden haben, denn bey einem noch rohen Volk gilt Leibesstärke vorzüglich viel. Indessen haben eure Mütterchen das wohl nicht von abentheuerlichen Geschichtschreibern oder alten Poeten ge-

lernt, sondern der Glaube an die Drachen beruht auf einer ordentlichen Volkssage, mit der es so zugieng.

Die ältesten nordischen Völker lebten in beständigen Kriegen. Entweder wurden sie von Feinden angegriffen, die sie aus ihren Besitzungen vertreiben wollten, oder sie fiengen mit andern Händel an. Nach ihren Begriffen gab Tapferkeit allein wahre Ehre und deckte hundert andere Fehler zu.

Die sogenannten Festungen wurden damals, als die Befestigungskunst noch in ihrer Kindheit war, auf den Spitzen der höchsten Berge angelegt. Aus Feldsteinen und Thon wurde eine Ringmauer gezogen, welche in der Sprache der alten Schweden Ormar, (Schlange,) oder Drakar, (Drache) hieß; weil sie sich in einem Kreise, wie eine Schlange, um die Besatzung und deren Angehörige herum zog. Hier bewahrte man auch die Töchter der Fürsten und Großen. Wer sie nun erobern wollte, mußte erst durch solche Mauern brechen, ehe er in den Besitz des Schatzes kommen konnte.

Wenn sichs nun einer gelüsten ließ, mit seiner Mannschaft, die Schlange oder den Drachen, — das ist die Mauer — zu bestürmen; so warfen die Belagerten nicht nur Steine auf ihn, sondern goßen ihm auch siedendes Wasser, brennendes Pech und Theer entgegen und schleuderten angezündete Reiser bergab auf ihn zu. Dem angreifenden Theil blieb nun nichts übrig, als sich durch Schilde und eine Art von Dach, unter welchem eine ganze Menge sicher stand, zu schützen und dann sich durchzuarbeiten. Wenn nun irgend ein Mächtiger das Abentheuer bestanden hatte, so besangen ihre Poeten, die man Skalden nannte, diese Heldenthat, da mußte denn natürlicher Weise die Ringmauer den Namen Drache oder Schlange behalten, das brennende Pech wurde in schwarzes,

flammendes Gift und die Reiser in glühende Kohlen verwandelt, womit der Drache den Helden aus seinem Schlunde bewillkommt haben sollte. Weil die Mauer das stärkste Hinderniß für den Helden war, so wurden auch von dem Drachen die schrecklichsten Dinge erzählt. Das Volk hörte die Lieder, den nächsten Geschlechtern war die Deutung noch bekannt; aber nachdem die alten Festungen ihre ehemalige Gestalt verloren und die Art sie zu vertheidigen sich geändert hatte, so fiel auch die Deutung der Lieder weg. Was sonst Bild — jedermann verständiges Bild — gewesen war, wurde nun für die Sache selbst, nämlich für die Mauer, ein wirklich wahrhafter Drache genommen.

61. Der fliegende Drache.

Daß es keine wahre lebende Drachen gegeben habe, sollte aus dem vorhergehenden nun verständlich seyn. Weil aber dieses Bild in den Köpfen fest saß und man eine andere ungewöhnliche Naturerscheinung bemerkte, so wurde sie, weil man sie nicht verstand, auf Rechnung des Drachen gesetzt. Es ist aber nichts anders, als daß manchesmal ein unförmlicher Klumpe von schweflichten und feurigen Dünsten sich in der Luft sehen läßt, dem die Einbildungskraft Kopf und Schwanz andichtet. Wenn nun dieser Klumpe in der Luft herumflattert und endlich an einen Ort kommt, wo sich viele aufgelößte Feuertheilchen befinden, oder wo Rauch ist, und also z. E. über einen Schornstein; so geräth er vollends in Brand, zerfällt und dann heißt es bey den Einfältigen, die es nicht besser wissen, der Drache sey diesem oder jenem ins Kamin geflogen.

72. Der Basiliske.

Dieses gräuliche Thier soll einem zweybeinigten Vogel mit starken Klauen und einem langen Halse

gleichen. Auf dem Kopf haben sie, nach der gewöhnlichen Erzählung, drey Hörner, gleich einer Krone. Der Rachen ist mit spitzigen Zähnen besetzt, die Augen groß, feurig und mit einem gelben Ringe. Am Hinterkopfe, Halse, Rücken und dem Schwanz sind sie mit Stacheln versehen und diese Stacheln haben die Gestalt eines Pfeils. Den ganzen Leib decken Schuppen und auch die Flügel bestehen aus einer schuppichten Haut. Er entsteht aus dem Ey eines fünfzehen jährigen Hahns. — Da ist nun freylich alles schreckliche und wunderbare beysammen, womit man ein fürchterliches Thier beschreiben kann. Wenn ihr ein wenig darauf Acht haben wollt, so müßt ihr einsehen, daß es so unmöglich da seyn kann. Sagt, müßte nicht Gott die ganze Natur umkehren, wenn aus dem Ey eines fünfzehn jährigen Hahns ein solches Thier entstehen könnte, denn hat wohl jemals, so lange die Welt steht, ein Hahn ein Ey gelegt?

Aber, werdet ihr fragen, wie ist man dann darauf gefallen, so ein Thier zu erdichten? — Das ist so zugegangen. Es giebt einige Thiere, die mit der Beschreibung des Basilisken in etwas überein kommen, z. E. die fliegende Eidexe — man nennt auch eine Gattung derselben Basilisken Eidexe, — und der sogenannte Seedrache. So ein Thier hat man vielleicht einmal in einem Keller gefunden, und die gemeinen Leute, die nichts von der Naturgeschichte wissen, ließen es alsdann aus einem Hahnenev entstehen. Weil nun die fliegenden Eidexen und Seedrachen bey uns sich sehr selten sehen lassen, so habt ihr nicht Ursache, euch vor dem giftigen Anhauchen der Basilisken zu fürchten.

73. Der

73. Der Vogel Greif.

Im gehörnten Siegfried und in der schönen Magellone spielt der Vogel Greif eine nicht unbedeutende Rolle. Er hat den Leib eines Löwen, Kopf und Hals eines Adlers, zwey ausserordentlich große Flügel und einen ungeheuer langen Schweif. Er ist so stark, daß er einen Reuter mit dem Pferd, sogar ein Schiff voll Leute hinträgt wo er will.

Zur Erdichtung dieses Vogels hat der große Vogel Condor, der sich in den Wüsten von Afrika, von Peru und Chili aufhält, auch der Greifengeier genennt wird, Gelegenheit gegeben. Der Condor ist größer und stärker, als der Adler, und wagt es, den stärksten Ochsen anzugreifen. Er hackt sich in seinen Rücken ein und reißt ihm die Eingeweide aus dem Leibe. Man sagt, er fürchte auch den Menschen nicht und raube ihm seine Kinder. Hirsche, Rehe und Schafe sind ihm eine ganz leichte Beute. Mancher mißt von einem Ende des ausgebreiteten Flügels bis zum andern achtzehn Schuhe, oder neun Ellen. Wenn er auf den Raub ausgeht, so soll es seyn wie eine Windsbraut, oder ein Donner. Auch in Europa giebt es einen Vogel, wenigstens halb so groß als der Condor, der zuweilen gefährlich wird. Er heißt der Lämmergeyer, und läßt sich manchsmal in den Alpen der Schweiz sehen, wo man hie und da die Knaben, welche die Heerden hüten, anbindet, damit er sie nicht durch die Lüfte wegführen kann.

74. Der Phönix.

Das ist wieder ein ganz besonderer Vogel! Man sagt, Arabien sey sein Vaterland, er werde hundert Jahre alt und immer gebe es nur einen einzigen. Aber wie geht das zu, er stirbt ja, wenn

er hundert Jahre alt ist? — O, dafür ist bereits gesorgt. Der Phönix, wenn er alt und stumpf ist, nicht mehr gehen und fliegen kann, trägt dürres Holz und Reiser zu einem Nest zusammen, setzt sich darauf und weht so lange mit den Flügeln, bis sich das Holz durch die Sonnenhitze entzündet. Obgleich nach gemeiner Erfahrung durch den Wind die Hitze abgekühlt wird, so erzählt man es wenigstens doch so. Kurz, der Phönix verbrennt sich ganz und gar mit dem Neste und aus der Asche steigt ein junger, neuer und schöner Vogel hervor.

Dieser Vogel ist nie in der Welt gewesen, sondern die Alten haben dieses Sinnbild gebraucht, um dadurch zu lehren, daß die Seele des Menschen unsterblich sey. Die alten Griechen, Römer und andere Völker haben ihre Todten nicht begraben wie wir, sondern verbrannt. Vielleicht wollten sie durch das Verbrennen des Phönix auch andeuten, daß alles, was die Seele irrdisches und unreines an sich habe, durch das Feuer, welches das reinste Element ist, ausgeglüht werde, denn das Feuer kann nichts Fremdes an sich leiden.

75. Der Pelikan.

Es lebt in andern Welttheilen eine Gans — aber noch einmal so groß als unsre Gänse — welche die Kropf- oder Beutelgans heißt. Diese ist ein vollkommener Fischer. Am Halse hängt ihr ein Beutel herab, der so groß ist, daß er etliche Maaß Wasser faßt, und ihr statt eines Fischernetzes dient. Diesen Beutel läßt sie ins Wasser und wenn er von Wasser und Fischen voll ist, so eilt die Mutter mit dieser Last, die sie oft fast niederzieht, nach dem Ufer, in dessen Nachbarschaft die Jungen in ihrem Nest sitzen, und leert ihren Vorrath vor ihnen aus. Ehe nun die Jungen die Fische verzehren, beißt die Alte diesen vorher

die Köpfe ab. Durch dieses Kopfabbeissen wird die Mutter blutig und eben dieser Umstand hat zur Fabel vom Pelikan Gelegenheit gegeben. Ein unaufmerksamer Reisender sah vielleicht die blutige Brust der Mutter, sah die Jungen fressen und glaubte nun — was man nachher vom Pelikan erzählte — sie habe sich die Brust aufgeritzt, um ihre Jungen mit ihrem Blut zu ernähren. Und so wie der Phönix das Bild der Unsterblichkeit abgab, so sehen wir im Pelikan das Bild der mütterlichen Liebe, und nicht nur Bild, sondern meistentheils Wahrheit. Denn opfert nicht manche Mutter den Kindern ihre blühende Gesundheit, Leben und Blut auf? besonders diejenigen, welche ihre Kinder selbst säugen. Hängt da nicht mancher Säugling an der Brust der Mutter, die ihm ihre besten Säfte zu trinken giebt und durch den Verlust derselben wie ausgemergelt wird? Billig kann man, um das Bild der mütterlichen Liebe zu vollenden, dazu rechnen die vielen schlaflosen Nächte einer treuen Mutter, die Pflege kranker Kinder, die Angst bey Gefahren der Kleinen, die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Erhaltung der so nöthigen Reinlichkeit u. s. w.

Noch etwas von der Kunst der Kropf = Gans im Fischen will ich anfügen. Sie ist hierinn nicht nur für ihre Jungen geschickt, sondern selbst für die Menschen. Die Indianer bedienen sich ihrer bey ihren Fischereyen. Sie bemerkten ihre Kunst und richteten sie ab, daß sie die Fische ihnen bringen und ihren Sack vor ihnen ausleeren muß. Sie lassen sich zweymal ins Wasser schicken, aber wenn sie das drittemal mit ihrer Beute kommen, so geben sie ihren Fang nicht mehr den Menschen, sondern behalten ihn für sich und ihre Jungen, gleichsam als ein Jägerrecht.

76. Der Salamander.

Dies ist eine Eidexe, von der man gefabelt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge darinn liegen, so lang sie wolle. Sie ist eine Spanne lang und kaum Fingers dick, sieht oben glänzend schwarz und unten gelblicht aus. Auf dem Rücken hat sie zwo Reihen Warzen, aus denen eine weisse Feuchtigkeit heraus schwitzt, mit der sie, wenn sie in ein Feuer geworfen wird, die Kohlen um sich herum allmählig auslöscht, endlich unbeschädigt fortläuft und wieder auf die Fliegenjagd ausgeht. Wirft man sie aber in ein allzustarkes Kohlfeuer, so verbrennt sie.

77. Der Biber.

Der Biber oder Kastor ist zwar kein Thier, von dem man besonders viel gefabelt hat, aber weil er so ein künstlicher Baumeister ist, möcht ich gerne etwas von ihm erzählen.

Der Biber ist fast so groß als ein Schaaf, hat einen spitzigen Rattenkopf, einen flachen schuppichten Schwanz, kurze mit fünf Klauen besetzte Füße und über den ganzen Leib schwarzbraune zarte Haare, lebt und wohnt an Flüssen, Seen und Teichen, frißt Baumrinden und Laub, wirft alle Jahre zwey bis drey Junge und wird fünfzehn auch zwanzig Jahre alt. Seine Vorderfüße sind um ein merkliches kleiner, als seine Hinterfüße, die Zehen daran frey und mit keiner Schwimmhaut besetzt; an den Zehen seiner Hinterfüße aber hat er eine Schwimmhaut, um damit im Schwimmen gut rudern zu können. Man ißt sein Fleisch und hält seinen Schwanz und seine Zunge für etwas sehr delikates. Sein Schwanz ist ungefähr eine halbe Elle lang und fast eine viertel Elle breit, kaum einen Mannsdaumen dick und über und über mit

Schuppen bedeckt. Am Ende sieht er aus, als wenn er abgebissen wäre. Seine Haare stehen in sehr hohem Werth. Man macht davon feine Hüte, Strümpfe und Handschuhe, die man unter dem Namen Kastorhüte und Kastorstrümpfe verkauft. Die Indianer kleiden sich auch in sein Fell und machen aus seinen Zähnen Messer und Gabeln.

In Europa halten sich die Biber nicht viel auf, denn es ist zu sehr angebaut, sie müssen sich also immer vor den Nachstellungen der Menschen verbergen. Ihr wahres Vaterland ist Amerika und vorzüglich die Provinz Kanada, denn dort giebt es zu tausenden und wo sie ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, da sieht es nicht anders aus, als ob etliche hundert Indianer in einem Dorfe beysammen wohnten.

Ihre Art sich anzubauen ist besonders merkwürdig. Sie beissen gewöhnlich Bäume ab, die am Ufer stehen, damit sie in das Wasser fallen. Sollte der Baum aber aufs Land fallen, so ziehen und schleppen sie ihn ins Wasser, setzen sich darauf und rudern nun an den Ort hin, wo sie ihr Haus bauen wollen. Einige setzen sich auch wohl nur auf einen Ast und schwimmen davon, dann dienen ihnen ihr Schwanz und die Hinterfüße statt des Ruders. Sind sie an Ort und Stelle, so geht es hurtig aufs Arbeiten los. Einer thut dies, der andere jenes, denn es arbeiten gemeiniglich zwanzig bis dreyßig an einem Hause gemeinschaftlich mit einander. Einige beissen die Aeste von dem herbeygeführten Baum ab und behauen sie zu Pfählen; andere tauchen unter, graben mit ihren Vorderpfoten Löcher in den Boden, stecken die Pfähle darein, rammeln sie fest und durchflechten sie mit Zweigen. Einige schleppen Erde, Wasser, Moos und Steine zu; andere machen einen Leim und verkleistern damit und mit dem Moos

und den Steinen die Löcher ihres Damms. Und auf diesen dann bauen sie nun ihr Haus, das gewöhnlich nur Eins, zuweilen aber auch zwey Stockwerke hoch wird, eine eiförmige Figur hat und bald groß, bald klein ist, je nachdem mehr oder weniger darinn wohnen wollen. Ist endlich das Haus fertig, so baut sich zuletzt jedes Paar seine eigene Zelle und füttert sie mit Heu und Moos aus, damit es für sich und seine künftigen Jungen ein weiches und warmes Lager habe und lebt so Herbst und Winter ganz zu frieden und ruhig darinn. Ist es aber Frühling geworden, so eilen sie in die Gehölze und Wälder und belustigen oder fressen sich bey den frischen saftigen Baumrinden, Knospen und Blättern satt; denn im Winter haben sie sich mit alten Baumrinden und abgepflücktem Laub, das sie unter dem Wasser verborgen hatten, behelfen müssen. Ganze Aeste und Zweige stecken sie zu dem Ende im Herbst, nahe bey ihrem Damm, unter das Wasser. In den Wäldern bleiben sie bis zum Herbst, im Winter aber ziehen sie sich ganz in ihre Hütten zurück. Sind diese beschädigt, so bessern sie sie aus, sind sie aber gar nicht mehr da, so bauen sie sich wieder neue. Zu ihrem Bau haben sie Schwanz, Füsse und Zähne besonders nöthig. Die Zähne dienen ihnen statt der Sägen und Aexte, ihre Vorderfüsse gebrauchen sie als Hände; mit ihren Hinterfüssen machen sie den Leim an und ihr Schwanz ist ihnen Schaufel und Kelle, denn mit ihm schmieren sie den Leim an den Wänden herum und klopfen ihn damit fest. Er dient ihnen aber auch zu ihrer Rettung, denn so bald ein Biber einen Jäger, oder sonst einen Feind sieht oder hört, so schlägt er mit seinem Schwanz ins Wasser und giebt den

andern dadurch ein Zeichen, daß sie in Gefahr seyen und fliehen sollten. Ihr Haus hat gewöhnlich zwey Oeffnungen, eine ins Wasser und eine aufs Land. Diese letztere gebrauchen sie selten zur Flucht, denn wegen ihrer schlechten Füsse können sie nicht gut laufen, aber jene dient ihnen zum Abtritt und zur Flucht. Schwimmen und Untertauchen können sie ganz vortreflich.

Erde und Wasser bringt der Biber zu seinem Bau folgendermassen zusammen. Er scharrt irgendwo die Erde auf und trägt in seinem Maul so viel Wasser zu, als er nöthig hat. Ist aber da, wo er gerne seinen Leim machen wollte, keine Erde oder Ton vorhanden, so holt er ihn ebenfalls Maulvollweis herbey.

Unter dem Schwanz hat der Biber einen Beutel, worinn diejenige schmierige Feuchtigkeit ist, mit der er seine Haare einschmiert, damit das Wasser darüber wegrolle und nicht auf seine Haut dringe, oder ihn friere. In den Apotheken gebraucht man diese Feuchtigkeit zu allerhand Dingen und nennt sie Bibergeil. Auf Wolle getropfnet und damit ins Ohr gelegt, soll sie für das Gehör sehr gut seyn. — Ein dicker großer Biber wiegt fünfzig bis sechzig Pfund.

78. Der Löwe.

Der Löwe ist das stärkste, verwegenste und schrecklichste Thier auf Gottes Erdboden. Er macht alle andere vierfüßigen Thiere bis an den Elephanten, den Tiger, das Nilpferd und das Nashorn nieder. Auch dem Stachelschwein

kann er wegen seiner Stacheln nicht beykommen. Er selbst aber wird keinem einzigen Thier zur Beute, es sey so groß als es wolle; und er ist gleichsam der Regent über alle Thiere. Alle fürchten sich und fliehen vor ihm. Auch die Menschen sind in seiner Gegenwart des Lebens nicht sicher, denn wenn er allzualt, oder aufgebracht, oder sehr hungrig ist, so nimmt und zerreißt er alles, was ihm vorkommt. Trifft er aber Menschen und Thiere beysammen an, so packt er nur diese und läßt jene im Frieden. Beleidigen ihn aber die Menschen, dann rächt er sich fürchterlich, und rottet oft ganze Negerfamilien aus. Doch ist er auch großmüthig, erkenntlich und vergiebt gerne Beleidigungen. Man hat Beyspiele, daß er Beleidigungen kleiner Feinde verachtet, auch denen das Leben geschenkt hat, die ihm zum Fressen sind vorgeworfen worden, oder die zu ihm ihre Zuflucht genommen haben.

Ein alter Schriftsteller erzählt folgende sehr merkwürdige Geschichte. In Rom wurde einst ein großes Thiergefecht gegeben. Unter den vielen wilden Thieren befand sich vorzüglich ein Löwe, der wegen seiner ungeheuren Größe und Schönheit die Bewunderung aller Zuschauer auf sich zog. Unter denen, die mit diesem Thier kämpfen sollten, wurde auch ein armer Sklave, Namens Androdus, aufgeführt.

Als diesen der Löwe von ferne zu Gesicht bekam, stund er gleichsam vor Verwunderung stille und gieng endlich ganz sanft und liebreich, gleich als ob er ihn kennte, auf ihn zu, fieng an wie ein Hund mit dem Schwanz zu wedeln und dem unglücklichen Sklaven, der vor Schre-

cken schon halb todt war, Hände und Füsse zu lecken. Diese ungewöhnliche Schmeicheley eines wilden Thiers flößte dem Androdus so viel Muth ein, daß ers wagte, den Löwen anzusehen. Hier schienen sich beyde zu kennen und des unvermutheten Wiedersehens zu freuen Das Volk erhub sogleich vor Verwunderung ein erstaunendes Geschrey! Der Kaiser ließ den Androdus holen und fragte ihn, ob er die Ursache wüßte, warum er der einzige wäre, den dieser schreckliche Löwe verschont habe und Androdus erzählte folgendermassen:

Als ich mich bey meinem Herrn, der als Proconsul nach Afrika geschickt wurde, durch die tägliche grausame Begegnung zur Flucht verleiten ließ, suchte ich mich in den einsamsten Wüsten zu verbergen, mit dem festen Entschlusse, wenn es mir an Speise gebrechen sollte, den Tod auf eine andere Art zu suchen. Einst fand ich bey einer brennenden Sonnenhitze eine abgelegene verborgene Höhle, in die ich mich rettete. Bald darauf kam dieser Löwe mit einem lahmen und blutigen Fuß und gab seinen peinlichen Schmerz durch ein klägliches Aechzen und Gemurmel zu erkennen. Ich war vor Schrecken ausser mir, doch, so bald er mich erblickte, gieng er ganz sanft auf mich zu, hob seinen Fuß nach mir auf, gleichsam als ob er mich bäte, daß ich ihm helfen sollte. Hier ward ich einen großen Splitter gewahr, den er eingestochen, und wovon der Fuß äusserst geschwollen war. Ich zog ihn heraus, drückte das Eiter aus der Wunde und reinigte sie. Da er seine Schmerzen durch meine Hilfe gelindert fühlte, legte er mir den Fuß in die Hand und schlief ein und von der Zeit an lebte ich mit

ihm drey Jahre lang in derselben Höhle und von einerley Kost. Denn von dem Wildpret, das er jagte, brachte er mir die besten Stücke, die ich an der Mittagssonne dörrte, weil ich kein Feuer hatte.

Des thierischen Lebens satt, verließ ich den Löwen in seiner Abwesenheit, lief drey Tage fort, wurde von römischen Soldaten gefangen und wieder zu meinem Herrn gebracht, der mich sogleich zum Tode verdammen ließ und zwar, daß ich den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte. Vermuthlich ist dieser Löwe, der sich meiner kleinen Wohlthat so dankbar erinnert, indessen ebenfalls gefangen und hieher gebracht worden.

Auf diese Erzählung wurde dem Sklaven das Leben geschenkt. Der Löwe wurde in der Stadt von ihm herumgeführt und von dem Volk mit Blumen beworfen, wobey man ausrief: „Dieser Löwe war der Wirth des Mannes und dieser Mann der Arzt des Löwen!“

Der Löwe ist in Afrika zu Hause, hat röthlich braune Haare, einen dicken Katzenkopf, einen Schnurrbart um das Maul und eine gespaltene Oberlefze. Er frißt nichts, als Fleisch, am liebsten Kamel- und Affenfleisch, wirft jährlich höchstens vier Junge und erreicht ein Alter von fünf und zwanzig Jahren. Die Neger und Mohren fangen ihn jung und alt. Mit Lebensgefahr schleichen sie sich zu den Wohnungen der Löwinnen, wenn sie auf den Raub ausgegangen sind, nehmen die Jungen weg und ziehen sie in Ställen mit anderm Vieh groß, oder schlachten und essen sie. Die alten Löwen hingegen

schießen sie todt, oder fangen sie lebendig in Fallgruben, die sie mit Rohr und anderm Holzwerk leicht überdecken und entweder ein Lamm in das Loch sperren, oder darüber herbinden. Kommt nun der Löwe, so stürzt er in die Grube und ist gefangen. Jetzt schämt er sich entsetzlich, ist ganz stille und muthlos, läßt sich gefangen nehmen, eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen und ein Kind kan ihnn wegführen.

So weiß der Mensch durch List selbst das fürchterlichste Thier in der Schöpfung zu bändigen.

79. Der Orang-utang.

Dieses Thier ist der größte Affe in der Welt und auch unter dem Namen des „Waldmenschen“ bekannt. Er ist zwo bis drey Ellen hoch, und fast eben so dick, als ein erwachsener Mann. Er hat einen großen harichten Kopf, glatte Ohren, Augbraunen mit Wimpern, ein nacktes altes Mannsgesicht, eine kurze platte Nase, breiten Mund, Hände, Füsse, Brust und Bauch, fast wie der Mensch. An beyden Schläfen und auch den Nacken hinunter, hängen ihm lange Haare, sonst aber ist sein Leib wenig behaart, er hat keine Backentaschen, wie die übrigen Affen, auch keine Schwülen am Hintern und keinen Schwanz. Er geht fast immer gerade, wie der Mensch und scheint blos zum aufrechtgehen gemacht zu seyn, lebt und wohnt in den dicksten Wäldern von Afrika und Ostindien und frißt allerley Baumobst, Kräuter und Austern. Man kann ihn zahm machen und so abrichten, daß er wie ein Knecht umher lauft, still und

fromm und gar nicht so boshaft, kühn und verstohlen ist, wie die andern Affen. Er soll sogar Holz und Wasser in die Küche tragen, den Bratspies drehen, im Mörser stossen, Gläser und Teller rein machen, das Essen auf den Tisch tragen, Stühle zum Tisch hinsetzen und sodann, wenn man ihm ruft, mit seinem Teller kommen und sich eine Portion darauf geben lassen. Zuweilen soll er sich auch mit an den Tisch setzen, sich ausschöpfen und mit Messer, Gabel und Löffel essen, sich zu trinken einschenken, sich sein Bette selbst machen und der Länge nach darein legen.

Es kommt selten ein Orang-utang nach Europa, denn sie können unsern kältern Himmelsstrich nicht ertragen und sterben bald.

Register.

A.

Seite.
Abendroth — ob es schön Wetter bedeute. 174
Alp — etwas vom 136
Amulete — die — 139
Anmelden der Todten. 113
Arme — mit ausgereckten — ob man so unter der Thür stehen soll? 124
Aschenregen — der — 141

B.

Basiliske — der — 191
Begräbniß — Aberglaube dabey. 114
— in die Kirchen. 117
Bettlerstab, ob er das Rindvieh zähme. 146
Biber — der — 196
Blattern, ob man sie einpfropfen soll? 179
Blaues Feuer, was es sey. 99
Bleygiessen, das, in der Christnacht. 143
Blitzableiter — ob man dadurch Gott versuche. 149
Blitz — ob er einschlage, wenn ein Licht in einem Hause brennt? 183
Blutfluß — Mittel dafür — 125
Blutregen — der — 101
Brod — ob es mit der Oberrinde auf dem Tisch liegen dürfe? 124

C.

Charwoche — Aberglaube von der — 146
Chiromantie — was sie sey? 167
Christnacht — ob man in derselben in einem Bronnen das Gesicht des künftigen Bräutigams sehen könne? 183
Communion — ob ein Kranker nach derselben sterbe 108

D.

Drache — der feuerspeyende. 189
— der fliegende. 191
Dreyzehn — ob die Zahl unglücklich sey? 111
Diebsdaumen — ob er glücklich mache? 127
Donnerwetter — Aberglaube beym — 153

Seite.

E.

Eyer müssen den Hennen in ungerader Zahl untergelegt werden. 124
Eulengeschrey — was es bedeute. 108

F.

Farben der Wolken, woher sie kommen. 187
Fenster schwitzen — was es sey. 187
Froschregen — der — 141

G.

Garn, von Mädchen unter 7 Jahren gesponnen, wozu es gut sey. 126
Garn — ob es weisser werde, wenn man beym Waschen desselbigen lüge. 177
Geräusch — das — in den Gräbern. 104
Gespenster — wer sie sehen könne. 126
Glatteis — was es sey? 188
Greif — der — 193
Grenzsteine — ob der, welcher sie verrückt, dabey spucken müsse. 184

H.

Hagel — wie er entstehe. 188
Hase — was es bedeute, wenn er über den Weg lauft. 145
Hausmittel muß man dreymal brauchen. 123
Himmel, der blutige. 185
Honigthau — was er sey. 187
Hubertsschlüssel — ob er für den wüthenden Hundbiß gut sey? 129
Hungerbach — der — 125

J.

Irrwische — die — 99

K.

Kartenschlagen — das — 171
Kinder — ob sie gedeihen, wenn sie beschrien sind. 185
Kleider — welche — keine Motten bekommen. 128
Komet — was er bedeute. 130
Kreide zum Geld gelegt, hilft daß man es nicht stehlen kann. 147

L.

Licht — wie man es löschen soll. 129
Löwe — der — 199

Seite.

Lufterscheinungen — die wässerichten. 186

M.

Maulwurf — wann er nicht mehr werfe. 129
Maus — wenn die — am Kleid nagt, was es bedeute. 127
Mehlthau — was er sey. 187
Messer — ob es auf dem Rücken liegen soll. 124
Milch — ob durch — der Blitz gelöscht werden müsse. 140
Morgenroth — ob es Regen bedeute. 174

N.

Namen — ob die — Einfluß auf das Alter eines Menschen haben. 185
Nebel — wie sie entstehen. 187

O.

Ohrenklingen — was es bedeute. 165
Orang-utang — der — 203

P.

Pelikan — der — 194
Phönix — der — 193
Punktiren — das — 172

R.

Rasen — ob man einen — den Todten soll unter das Kinn legen. 115
Regen — Ursprung des — 187
Regenbogenschüsselchen — das — 166
Reif — wie er entstehe. 188
Rosenblätter — ungetrennt schwimmende — was sie bedeuten. 125

S.

Salamander — der 196
Schaalen von Eyern — ob man sie ganz lassen dürfe. 123
Scharfrichter — ob sie manchmal drey Köpfe sehen. 137
Schlossen — was sie seyen — 188
Schmazen — das — in den Gräbern. 113
Schnee — wie er entstehe. 188
Schwangere Frauen — ob sie einer Hinrichtung zusehen sollen. 178
Schwefelregen — der — 101
Schwitzen der Wand, woher es komme. 188

Seite.

Selbstmörder — ob ein — auf den Kirchhof begraben werden dürfe. 118
Sieblaufen — das — 170
Sonne, ob sie Wasser ziehe. 174
Sonnenfinsterniß — die — 157
Sontags-Kinder, ob sie Gespenster sehen. 126
Spiegel — ob man bey Nacht hinein sehen soll. 184
Staubregen — was er sey. 187
Sterben — was — soll, stirbt doch. 179
Sternputzen — Entstehung der — 107

T.

Tage — besondere — 121
Taufe — Aberglaube bey der — 147
Thau — wie er entstehe. 187
Todtenuhr — die — 103
Todter — ein ausgegrabener — ob er selig seyn könne. 132
Todespropheten. 108
Trauungen — Aberglaube bey — 121
Träumen — von — 168

U.

Uhrenschlagen, indem man läutet, was es bedeute. 108

V.

Vieh — ob es gedeihe, wenn man die Spinnen aus dem Stall fegt. 177

W.

Wahrsagerey aus der Kaffeetasse. 142
Warzen zu vertreiben. 147
Wasser am Ostertag geholt, was es für Kraft habe. 178
Witterungsregeln des Landvolks. 173
Wolken, was sie seyen. 187
Wolkenbruch — der — 187
Wolf — ob der — einen Menschen heiser machen könne. 145
Wünschelruthe — die — 137

Z.

Zwölfen — in den — ist das reinigen in den Viehe-ställen schädlich. 145

Das Büchlein
von
bewährten Hausmitteln.
Sowohl
in Krankheiten, als andern häuslichen Vorfällen dienlich.

Hausmittel, sowohl in Krankheiten, als andern häuslichen Vorfällen dienlich.

1. Mittel die Ameisen zu vertreiben.

Man gieße in die Ameisenhaufen recht alten, stinkend gewordenen Urin in großer Menge. Auch kann man über jeden Haufen etliche Stücke lebendigen Kalch in eine kleine Grube legen und solchen mit Wasser reichlich übergießen.

2. Etwas vom Ziehen der Grundbirnen.

Man hat hie und da eine Verschlimmerung der Grundbirnen oder Kartoffeln bemerkt und schlägt daher folgendes Mittel vor. Bisher hat man die Pflanze immer nur durch Keime, oder Knollen an der Wurzel, fortgepflanzt, daher artet sie endlich aus, wird an den Blättern und an der Wurzel schlechter. Es bleibt also nichts übrig, als daß man sie wieder einmal aus Saamen ziehe. Man lasse also einige Stöcke auf den Grundbirnen Aeckern dazu stehen, daß sie blühen und Saamen tragen. Man schone diese Stöcke und nehme sie vor Beschädigung, sonderlich zur Zeit der Blüthe, in Acht. Im Spätjahr, ehe noch kalte Witterung einfällt, sammle man die Saamen = Aepfel oder Beeren und hebe sie in einer warmen Stube so

lang auf, bis sie weich, oder fast ganz faul sind. Alsdann knete man sie in einer Schüssel mit Wasser so lange, bis der Saame zu Boden fällt. Das oben schwimmende weißliche saftige Wesen schütte man so oft aus einer Schüssel in die andere, bis der Saame ganz davon abgesondert ist und nachher trockne man ihn auf Fließpapier. Der Saame ist noch viel kleiner als Linsen, hat auch die Vertiefung nicht, die die Linsen haben und sieht blaßgelb aus. Oft fallen selbst auf dem Acker solche Saamenbeere ab, die Saamenkerne fallen in die Erde, stehen die Kälte aus und gehen im Frühjahr auf; indessen ist es doch, da die Pflanze ohnehin bey uns alle Jahre abstirbt, nicht nöthig, den Saamen eher in den Boden zu bringen, als im Frühjahr. Der Boden muß dazu wohl vorgerichtet und mäßig gedüngt seyn. Am besten ist es wohl, wenn der Dünger im Spätjahr in den Boden gebracht wird, und zwar muß es tief geschehen, z. E. tiefer als der gar kleine Saame von Selleri, weil man im ersten Sommer noch nicht, wie sonst, die Erde an die Stöcke aufhäufen kann. Man säe ihn auch lieber dünn, als dick, weil sonst Wurzeln und Stengel sich leicht hindern könnten. Im Spätjahr kann man schon die ersten Grundbirnen herausnehmen, wenigstens die größten, so können sich hernach die folgenden desto besser ausbreiten. Die ersten Knollen haben die Größe einer Baumnuß und können also, ohne zerstossen zu seyn, gefüttert werden. Man lasse sich aber dadurch nicht abschrecken, sie werden mit jedem Jahre größer und in der ganzen Natur geschieht nichts auf einmal. Die Knollen vom zweyten Jahr sind schon wie Heubirnen und die vom dritten Jahr haben die gewöhnliche Größe und ein recht

gutes Aussehen. Man kann auch mit den ausgegrabenen Keimen im folgenden Jahr gleich wieder andere Felder bepflanzen. Auf einem Viertel- oder Halbviertels-Morgen kann man Stöcke genug zum Nachsetzen ziehen. Doch muß man weder die alten noch die neuen Grundbirnen zu enge stecken, in der Absicht, mehrere zu erhalten, man bekommt dann gewiß weniger. Auch sollte man die Grundbirnen nie im feuchten Keller aufbehalten, sie werden davon süße. Lieber wähle man einen trockenen Platz.

3. Mittel, dem Oel seinen übeln Geschmack zu nehmen.

Man läßt es sieden, gießt etwas scharfen Weineßig darauf, schöpft den aufsteigenden Dampf ab und läßt es wieder erkalten, so wird das Oel gereiniget und wieder genießbar seyn.

4. Mittel wider die Erdflöhe.

Man nimmt zu drey Pfund Saamen, den man säen will, eine Unze Schwefelblumen und mischt es wohl unter einander. Diese Mischung läßt man vier und zwanzig Stunden stehen; nach diesem thut man noch eine Unze Schwefelblumen hinzu, läßt es noch vier und zwanzig Stunden stehen und endlich wiederholt man dies noch einmal, so, daß innerhalb dreymal vier und zwanzig Stunden zu jedem Pfund Saamen eine Unze Schwefel kommt. Am vierten Tag darauf säet man diesen Saamen, der aber bey der Mischung von Schwefel in einem wohlverwahrten Gefäß muß aufbewahrt werden. Wenn nun die jungen Pflanzen hervorkommen, so wird man mit Vergnügen sehen, daß sich weder Erdflöhe noch andere Insekten daran machen werden.

Dieses Mittel ist durch die Erfahrung bewährt, doch ist noch hinzu zu setzen, daß die Schwefelblumen mit Leinöl oder Fischthran in einem Löffel eingeweicht, die Hände innwendig damit bestrichen und der Saame zwischen beyden Händen erst zart gerieben werde, damit sich die Schwefelblüthen anhängen. Dann wird der Saame auf einem Papier ausgebreitet und getrocknet, daß er sich einzeln ausstreuen läßt.

5. Dem Hanf die Farbe und Feinheit des Flachses zu geben.

Aus guter Asche macht man eine Lauge, in welche nach der Menge des Hanfs, den man verfeinern will, ein wenig ungelöschter Kalch kommt. Wenn sie hell ist, so gießt man auf zehn Pfund Hanf anderthalb Pfund geläuterte Seife dazu, welche vier und zwanzig Stunden darinn seyn muß. In dieser Vermischung läßt man den Hanf zwey Stunden sieden, darnach nimmt man ihn heraus und läßt ihn im Schatten trocknen. Wenn er getrocknet ist, so wird er gebrochen und in kleine Büschel gelegt. Endlich wird er bereitet wie der Flachs, dessen Farbe und Feinheit er erreicht, ja wohl gar übertrifft, weil die Fasern oder Haare stärker sind.

6. Die Ameisen in den Gärten zu vertilgen.

Man legt ein Bein von einem Braten, an welchem aber noch ein wenig Fleisch seyn muß, an den Ort, wo man Ameisen spührt. Schnell wird das Bein von ihnen besetzt seyn. Diese streift man in einen glatten Hafen, der mit Wasser angefüllt ist und rührt das Wasser um, daß sie ersaufen müssen. Man legt das Bein gleich wieder an den vorigen Ort und fährt auf

die nämliche Art fort, sie zu fangen und zu tödten, bis sich keine mehr spühren läßt.

7. Den Maulwurf zu vertreiben.

Um diese bösen Gäste zu vertreiben, gräbt man ein ziemlich tiefes Loch in die Erde und stellt einen tiefen glasirten Hafen darein, der oben und unten weit seyn muß. In diesen Hafen wirft man einen todten Krebs. So bald nun der Maulwurf den übelriechenden Krebs wittert, so gräbt er herzu und fällt in den Hafen, daraus er nimmer kommen kann. Oder man steckt in alle ihre Haufen, wenn sie schieben, gequetschte Zwiebel oder Knoblauch. Sobald sie dieses riechen, werden sie taumelnd herauslaufen, daß sie können todtgeschlagen werden. Oder man kocht Erbsen in starkem Eßig und setzt solche in einen Hafen in die Erde, so daß die Erde nicht hineinfallen kann. Hievon werden die Maulwürfe toll und laufen hervor, daß man sie tödten kann. Endlich kann man auch ein halb Pfund Taxenschmalz nehmen, zart gestossene Zuckerwurzel darunter mischen, dieses an gelbe halbgetheilte Rüben schmieren und solche in die Gänge nicht weit von den eingegrabenen Erbsen stecken. Hievon werden sie noch toller und man kann ihrer um so leichter habhaft werden.

8. Leichtes Mittel ein brennendes Kamin zu löschen.

Man wirft eine gute Hand voll etwas klein gestossenen Schwefel, oder auch nur einen Büschel Schwefelfaden, ins Feuer. Der Dampf desselben, der sich in das Kamin zieht, löscht das Feuer bald aus. Das Feuer in dem Ofen,

oder auf dem Heerd aber darf ja nicht mit Wasser abgelöscht werden, weil sonst der Schwefel wegen dem vom Wasser entstandenen Dunst seine Wirkung nicht mehr thun kann. Es ist genug, wenn man nur das brennende Holz ein wenig auseinander zieht, um die Glut zu vermindern. Dieses Mittel ist schon oft mit Nutzen gebraucht worden. Besonders trifft man in Franken wenig Häuser an, wo nicht immer eine Parthie Schwefelfaden bereit seyn sollte.

9. Dem Rauchen eines Ofens in einem Augenblick auf lange Zeit abzuhelfen.

Man nimmt Hafnerleim, feuchtet ihn mit Wasser an, und vermischt ihn mit ungelöschtem Kalch. Läßt man diesen Taig an einem kühlen Ort stehen, so bleibt er lange zum Gebrauch gut. Streicht man ihn in die Fugen eines heissen Ofens; so bindet er sogleich und der Rauch verliert sich ganz. Noch besser ist es, wenn man unter das Wasser ein wenig Blut mischt. Anfangs giebt es zwar ein wenig Geruch; doch verliert er sich nach ein paar Stunden. Man kann daher das Blut auch weglassen.

10. Mittel wider die Hausfliegen und Kleidermotten.

Eine Mischung von einem Loth Honig und einem halben Quintchen versüßtem Queckſilber, womit man einige auf die Stubenöfen gestellte Untertassen bestrichen, mindert die beschwerliche Einquartierung der Fliegen.

Wider die Kleidermotten vermischt man ein Theil Terpentinöl mit zwey Theil Weingeist in einem etwas tiefen Gefässe. Mit dieser Flüßigkeit werden Tapeten, Kasten und Matrazen inn-

wendig bestrichen; indem man noch Kampfer zwischen die wollene Sachen und Pelze legt. Das beste Mittel ist wohl das fleißige Ausklopfen, sonderlich im Frühling, da die Motte zu ihrer Verwandlung Winkel sucht und in den Hundstagen, da ihr Nachtpapillon des Nachts die Ritzen an den Kästen zum Eyerlegen sucht. Betten, worinnen man schläft, sind dafür sicher. Wenn man die Zimmer durch Bürsten mit dem Terpentinöl bestrichen, so hält man sie vier und zwanzig Stunden verschlossen, damit der starke Geruch die Geräthe durchdringe. In Kisten und Schränke legt man damit bestrichene Papierstreifen zwischen die Kleider und Pelzwerke.

11. Unfruchtbare Obstbäume fruchttragend zu machen.

Da die Erfahrung lehrt, daß die Bäume in den Jahren fruchtbar sind, wenn die Winde zur Blüthenzeit wehen, so kann man, woferne das Wetter stille ist, in solcher Zeit die Obstbäume einigemal stark schütteln, wenn ihre Staubfäden zu stauben anfangen, nicht nur damit die Raupen, die die Blüthe benagen, an ihren Fäden herabsteigen, sondern damit auch dieser künstliche Wind den gelben Staub zur Befruchtung den weiblichen Blumen zuwehe.

12. Ertrunkene zu retten.

Die wahre Ursache des Todes derjenigen, die im Wasser umkommen, ist das von dem ängstlichen Athemholen eingesogene Wasser, das einen schleimigen Schaum macht. Dieses versperrt den Rücklauf des Blutes vom Kopf und häuft es im Gehirn an. Man ziehe also dem Unglücklichen die nassen Kleider aus, reibe ihn

mit trockenem Leinenzeug, lege ihn in ein erwärmtes Bett, setze das Reiben lange fort, blase ihm Toback und warme Luft in den Mund und verstopfe so lange die Nase, lasse aus der Drosselader zehn Unzen Blut weg, weil das Blut am Fuß selten, am Arm besser und am Hals am besten fließt, gebrauche den Rauch des Tobackklistirs, wozu schon ein mit durchlöcherter Pappe bedeckter Pfeifenkopf hinlänglich ist, in den mit Gewalt geblasen wird. Oder man binde an das Oberende einer Röhre eine Blase und in die Blase einen Trichter mit angezündetem Toback. Auch nach der Ermunterung muß das Aderlassen fortgesetzt und oft Fliederthee genommen werden.

13. Die Weinprobe.

Ob ein saurer Wein durch Glätte versüßt, und folglich vergiftet sey, sieht man daraus, wenn man eine Lauge von lebendigem Kalch und Auripigment eintröpfelt indem er davon schwarz wird. Oder man tröpfle nur ein paar Tropfen Vitriolöl in den verdächtigen Wein und bemerke, ob die Glätte zu wolkenartigen weissen Flecken wird.

14. Befleckte Kleidungsstücke zu reinigen.

Bey Flecken, die durch Wachs, Pech, Harz, Firniß, Terpentin und Wagenschmier verursacht werden und die auf Wollenzeug gekommen sind, sorge man, den geronnenen Schmuz, ehe derselbe von der Wärme schmelzen kann, mit einem Messer behutsam abzuschaben. Hierauf tränke man die fleckichte Stelle mit Terpentinöl, halte sie über heisse Asche, damit das Harzwesen aufgelößt werde, reibe den Fleck zwischen

den Fingern, lege ein doppelt Löschpapier auf den Zeug, fahre mit einem warmen Bügeleisen über das Papier und erneuere dieses, so oft es sich voll Fett gezogen hat. Ist noch eine Spur vom Flecken übrig geblieben, so wiederhole man das Eintränken mit Terpentinöl und das übrige Verfahren. Zuletzt reibe man noch die Stelle mit Weingeist ein. Insonderheit vergehen Harzflecken vom Eyergelben und starkem Weingeist, welcher der Farbe keinen Schaden thut. Pech, theerartige, oder Oelfirnißflecken bestreiche man mit Butter, Fett oder ausgepreßtem Oele und erwärme sie gelinde. Die Fettigkeiten zerstöhren das zähe Wesen, welches hierauf von dem Eyerdotter vollends herausgerieben und mit Wasser vollends ausgewaschen wird. Die Wachsflecken nimmt der Weingeist, der das Wachs brüchig und reibbar macht, weg.

Oel und Fettflecken, wenn sie frisch sind, schmelze man durch eine geschwinde Hitze und lasse sie durch Löschpapier herausziehen. Diese Einsaugung verrichtet man durch eine feine Leinwand, Kalk, Thon, zerstossene Tobackspfeifen und gepulvertes Bleyweiß. Man reibe die Fettflecken stark und bis zur Erhitzung mit Löschpapier, oder fahre mit einem heißen Bügeleisen über das Löschpapier, auf welches man venetianische Kreide schabt; oder man streue heiß gemachten Sand unmittelbar auf den Fleck auf. Bey dieser trockenen Hitze muß das Tuch, Papier oder der Zeug, jederzeit mit Wasser angenetzt werden, weil sonst alles Fett Mühe hat, in die Höhe zu steigen. Aus weissem Zeug nimmt die Seife, oder auch der Seifenspiritus, die Fettflecken vermittelst des Wassers weg, da hingegen die Seife dem gefarbten Zeug schadet. Zu Fettflecken kann man auch sich des gefaul-

ten Urins und der Galle, sonderlich bey Seidenzeugen, vornämlich aber des Eyerdotters bedienen, der nach Art einer sanften Seife wirkt und keine Farbe beschädigt, sondern mit Wasser gewaschen wird. Die Fettflecken auf Seide reibe man ebenfalls mit dem Eyerdotter, oder mit Terpentinöl und Löschpapier. Schwarze Seide verträgt Rindergalle. Oder man streiche einen Brey von spanischer Kreide, oder Kraftmehl und Wasser auf, dieser saugt, wenn er trocknet, das Fett in sich.

Saure Flecken nimmt, wenn man damit eilig verfährt, der äzende Salmiakgeist, der mit Weingeist versetzt ist, weg. Die durch Urin blau gewordene Zeuge, werden durch alkalische Nässe gereinigt. Flecken von Kalk, Pottasche, Salmiakgeist, faulem Urin, Gassenkoth, und die blauen Flecken des Scharlachrothen und des Saflor gefärbten Rosenrothen, löscht man durch Zitronensaft, oder andere gelinde Säure aus.

Rost- und Dintenflecken zerstört der Zitronensaft, oder der Saft von weissen Johannisbeeren, das Sauerkleesalz und der Vitriolspiritus. Sauerkleesalz löse man in warmem Wasser auf, bestreiche damit die Dintenflecken der Leinwand, halte diese über Kohlen, reibe sie und wasche sie aus. Den Vitriolgeist wasche man zulezt in etlichen Wassern wieder aus.

Rothe Weinflecken nimmt trockenes Küchensalz und Milch, oder frischer Urin, wie auch das Schwefeln, oder der Franzbranntewein und zulezt das Wasser fort. Ueberhaupt zerstört der Franzbranntewein viele Flecken auf Seide. Gelb gewordenes oder verlegenes Leinenzeug erholt sich wieder, wenn man es in Buttermilch oder sau-

re Molken einweicht und hierauf in Seife und Wasser wäscht und bleicht.

Bey Wein und Essigflecken hilft ein wenig Salmiakgeist, den man mit einem leinenen Lumpen einreibt, auszieht und abtrocknet. Oder man reibe die Stelle mit Weinsteinsalz, das man im Wasser vergehen läßt. — Die starken Eisenflecken zieht der Salzgeist aus der Wäsche heraus, den man einreibt und auswäscht. Oder man halte nur den mit diesem Geist getränkten Fleck über eine Tasse voll heissen Wassers. Endlich ziehen zwey Tropfen Scheidwasser den mit Wasser benetzten Dintenfleck aus der Wäsche ohne allen Schaden heraus.

Eine weisse Fleckkugel, zu allen Arten von Seidenzeugen, gegen Oel, Fett u. s. w. entsteht aus zwey Loth Siegelerde, eben so viel Romanischen Bolus, gutem Franzbranntewein, woraus man Kugeln ballt. Man schabe davon ein wenig auf die Fettstelle, fahre mit einem heißen Bolzen darüber, reibe und bürste das Pulver ab. Aus Papier wird ein Fettflecken gebracht, wenn man Leinwand auf den Fleck deckt, Gypsmehl auf die Leinwand ausstreut, das Buch zumacht, beschwert und das Pulver nach einigen Minuten wegfegt.

15. Mittel das Eisen vor Rost zu bewahren.

Das gemeine Baumöl hat für sich gar nicht die Kraft, das Eisen vor dem Rost zu schützen, vielmehr verunreinigt es die daraus verfertigten Waaren und macht sie, wenn sie nicht sorgfältig wieder abgerieben werden, nur noch mehr zum Rost geneigt. Soll aber das Baumöl die gehörige Wirkung thun, so gieße man in eine Menge Baumöl drey : vier : bis fünfmal fließen-

des Bley, daß es sich darinn abkühle; hiedurch verliert das Baumöl seine vorige Schärfe, welche dem Eisen nachtheilig ist.

16. Verhütung des Blauwerdens der Milch.

Man muß das Gewölbe, oder den Keller, worein man eine Milch setzen will, erst durch Feuer von bösen Dünsten reinigen, so kann man verhüten, daß sie blau werde.

17. Gegen die Bräune der Schweine.

Es pflegt oft bey heißen Sommertagen zu geschehen, daß die Schweine die sogenannte Bräune bekommen. Die meisten pflegen alsdann, ungeachtet aller angewandten Mittel, zu krepiren. Wenn man ihnen täglich, ehe sie ausgetrieben werden, deßgleichen auch denen in den Stallungen, eine Hand voll Sauerampfer zu fressen giebt, so werden sie die Bräune nicht bekommen. Ist aber die Krankheit schon da, das man dadurch merken kann, wenn die Zunge schwarz und braun wird, so muß man dem kranken Thier sogleich unter dem Zäpflein zur Ader lassen und es vor und nach von Burzelkraut, Hauswurzel oder Mauerpfeffer, welches alles man auf den Grund ihres Saufgeschirrs thut, trinken lassen, so wird es wieder besser werden.

18. Mittel, das Brod vor dem Schimmel zu bewahren.

Das beste und durch verschiedene Versuche bewährt erfundene Mittel, ist, daß man unter das Korn, wenn es in die Mühle geschickt wird, eine Hand voll türkische Bohnen mischt und sie mit dem Korn mahlen läßt.

19. Mittel die Pferde vor Fliegen zu bewahren.

Man nimmt frisches Laub von Welschnußbäumen und reibt das Pferd damit. So lange der Geruch von diesem Laub dauert, setzt sich sich keine Fliege daran.

20. Mittel für erhitzte Pferde.

Man nimmt ein Drittel Roßschwefel und zwey Drittel gemeinen Salpeter, reibt beydes zusammen zu einem Pulver und giebt dem erhitzten Pferd einen Eßlöffel voll auf Brod zu essen. Sie lernen es auch ohne Brod aus der Hand essen. Bey sehr erhitzten Pferden kann die Dosis verstärkt, oder nach einer kurzen Zwischenzeit wiederholt gegeben werden. Der Schwefel lößt und unterhält die Ausdünstung, der Salpeter aber mäßigt den allzuheftigen Umlauf des Bluts und kühlet. Es kann dies Pulver auch gebraucht werden, wenn ein Pferd aus andern Ursachen an innerlicher Hitze krank ist. Man erkennt das, wenn man dem kranken Pferd etwas Blut abläßt, und das Blut auf der Oberfläche mit einer Speckhaut überzogen ist.

21. Erfrorene Menschen wieder lebendig zu machen.

Wenn man einen Erfrornen sogleich in ein warmes Zimmer bringt, ist es höchst schädlich, man kann ihn dadurch vollends umbringen, wenn er noch nicht todt ist. Merkt man nur keine Fäulniß an ihm, so ist noch zu helfen, aber man muß ihn in ein kaltes Zimmer bringen, ein Lager von Schnee machen und den Körper nackt darauf legen. Ferner muß man ihn mit eben so vielem Schnee bedecken, denselben aber ein wenig fest andrücken und ihn so liegen

lassen, bis sich die Beweglichkeit der Glieder und die Wärme wieder einfindet. Hals und Kopf müssen auch mit Schnee bedeckt werden, doch muß die Oeffnung des Mundes und der Nasenlöcher frey bleiben. Kopf und Hals könnte man auch bequem und mit Nutzen mit Schnee reiben; denn den ganzen Körper damit zu reiben, kann nicht allenthalben so gleichförmig geschehen, als die Bedeckung mit Schnee.

Befindet sich kein Haus in der Nähe, so kann diese Behandlung auch auf dem Felde selbst geschehen, doch an einem Ort, der dem Wind und besonders der Zugluft nicht zu sehr ausgesetzt seyn darf.

Ist aber kein Schnee da, so taucht man Betttücher, oder anderes Leinenzeug, auch Pferdedecken ꝛc. in eiskaltes Wasser, worunter man auch etwas zerstossenes Eis mischen kann und den Erfrorenen wickelt man in diese kalten und nassen Decken.

Man muß aber dies Bedecken mit Schnee, wenn er etwa schmilzt, oder mit durchnäßten Decken, wenn das Wasser von seiner Kälte verliert, immer erneuern und so lange damit fortfahren, bis sich die Wärme und Beweglichkeit der Glieder äußert. — Sollten weder Schnee noch Tücher vorhanden seyn, so kann man den Erfrorenen auch in einen Trog legen und mit Eiswasser übergießen, doch so, daß es die Oeffnung seines Mundes und seiner Nase nicht berühre. Thaut der von Frost erstarrte Körper im kalten Wasser auf, so legt sich eine Eisrinde um ihn her an. Wenn nun diese wieder anfängt zu vergehen, so muß man den Körper wieder aus dem Wasser nehmen und ihn hernach mit Wasser, das nicht so kalt ist, reiben,

auch dieses Wasser mit etwas Wein oder Brannttewein vermischen.

Während dieser Hilfsleistungen muß man zu trockenen und leinenen Bedeckungen und wenn der Erfrorene noch auf dem Feld im Schnee liegt, zur Fortbringung Anstalt machen. Sobald man aber wieder etwas Wärme verspührt, wird der Kranke mit etwas gewärmten Tüchern abgetrocknet und in ein leicht gewärmtes Bett, aber ja noch nicht in ein geheitztes Zimmer gebracht. Bleibt das Athemholen noch aus, so setzt man das Reiben mit nicht ganz kaltem Wasser, das mit ein wenig Weineßig vermischt ist, fort; oder man setzt die Füsse in überschlagenes Wasser und wäscht auch Hände und Gesicht mit dergleichen Wasser. Man muß in diesem Fall auch Luft in die Naßlöcher und in den Mund blasen. Zu dem Ende legt sich jemand, der einen gesunden starken Athem hat, mit seinem Mund auf den Mund des Erfrornen und bläßt so stark und anhaltend, als nur immer möglich demselben in den Mund; oder man steckt dem Erfrornen eine Röhre, Federkiele, Teichrohr, oder die Röhre von einem Blasebalg, mit nasser Leinwand fest umwunden, in den Mund, drückt rings herum die Lippen fest an und läßt von einem andern etlichemal gehörig in Mund blasen. Dabey muß man aber allzeit die Nase des Erfrornen zuhalten und die Brust gelinde auf und nieder drücken. Oder man steckt ein Teichrohr, eine Federspuhle, kurz, die erste beste Röhre, die man haben kann, und die dick genug ist, daß sie ein Nasenloch ausfüllt, in ein Nasenloch und bläst Luft in die Nase. Man kann sich auch dazu eines Blasebalgs bedienen. Bey dem Einblasen in das eine Nasenloch hält man dabey das andere mit dem Finger zu, zu-

gleich muß man aber auch den Mund verschliessen und den untern Kiefer an den obern andrücken. Zugleich kann man auch den Kehlkopf (den sogenannten Adamsapfel) gelind einwärts nach dem Schlund zu drücken. Nach jedem starken Einblasen setzt man ein wenig ab, drückt mit der Hand den Unterleib aufwärts nach der Brust zu und giebt Acht, ob sich die Brust bewegt und sich zu heben und zu sinken anfängt, oder ob die sehr ausgedehnte Brust sich einwärts zieht und die eingesperrte Luft mit einem Geräusch heraus treibt. Geschieht dies, so muß man das Einblasen dennoch wiederholen, bis sich das völlige Athemholen zeigt.

Wollen sich die Lebensgeister nicht bald äussern, so setzt man auch noch Tobacksklystire. Man steckt zu dem Ende die Röhre von einer hölzernen oder beinernen Tobackspfeife, oder das untere schmale abgeschnittene Ende von einer Messerscheide, die man vorher mit Oel bestrichen hat, in den After und zwar so, daß es zween Finger breit hinein gebracht werde, alsdann raucht einer und bläßt einige Backen voll Tobacksrauch mit allen Kräften durch die Röhre hinein. Während des Einblasens muß auch jemand quer über dem Unterleib und zwar am meisten über dem Nabel reiben und drücken.

Den Schlund kann man mit einem in Oel getauchten Federbart reizen und in die Herzgrube ein mit Wein benetztes Stück Flanell legen. Auch kann man dem Erfrornen zerriebenen Senf, Meerrettig, zerschnittene Zwiebeln, Englisch Salz, Riechspiritus, Salmiakgeist, kurz alles, was stark riecht, vor die Nase halten; oder auch Schnupftoback, gepulverten Majoran oder gepulverte Wolferleyblumen in die Nasenlöcher vermittelst einer Federspuhle einblasen.

Kann der Kranke wieder schlucken, so giebt man ihm Thee aus Citronen oder Pomeranzen-Schalen, oder aus Melisse mit etwas Weineßig. Aber ja keinen Wein, noch viel weniger Brannt-wein und andere hitzige Sachen. Man kann ihn auch Hollunterblütenthee trinken lassen. Auch legt man ihm Tücher, mit warmem Wein benetzt, in die Kniekehlen und unter die Achseln.

Stellt sich nach der Wiederbelebung ein starkes Fieber ein, welches meistentheils geschieht, so ist eine Aderöffnung am Arm nöthig. Finden sich aber bey der Wiederkehr des Lebens Sinnlosigkeit, ist das Gesicht aufgetrieben und sind die Folgen eines Schlagflusses zu befürchten, so muß ein geschickter Wundarzt lieber die Drosselader öffnen und man muß nur eilends einen Arzt rufen, der den Kranken alsdann ferner mit Aderlassen, Arzneyen aus Salpeter mit Kampfer versetzt, mit Getränken aus Weineßig u. s. w. versehen wird. Sollte man aber nach der Wiederbelebung noch an einem oder dem andern Theil des Leibes Merkmale des Erfrierens gewahr werden; sind sie starr, hart, ungelenk und ohne Empfindung, so muß man so lange fortfahren, diese Theile mit Schnee, mit zerstossenem Eis, oder mit Umschlägen aus kaltem Wasser zu bedecken, bis die Empfindlichkeit oder Beweglichkeit wieder kommt.

Eben diese Heilungsart muß man auch beobachten, wenn man nur gewiße Glieder, als Nase, Ohren, Hände, Füsse u. s. w. erfroren hat. Man darf sie nie wärmen oder salben, sie bekommen davon den Brand, sondern man muß sie mit Schnee bedecken, oder in eiskaltes Wasser setzen, bis der Frost vergangen ist. Wenn wieder Leben und Empfindung in diese Theile gekommen ist, kann man sie mit Brannt-

wein oder Kampfergeist, aber kalt, waschen. Niemals aber darf man sich an einen warmen Ofen oder Feuer wagen, bis man in einem ganz mäßig warmen Zimmer sich völlig gewärmt hat.

Wer sich der Kälte aussetzen muß, der muß so viel als möglich thätig zu bleiben suchen und darf sich durchaus keinem Schlummer überlassen. Er muß aufstehen, gehen, laufen, alle mögliche Bewegungen versuchen, damit er den Umlauf des Bluts erhalte. Eine anhaltende Bewegung ist hier das einzige Mittel, dem sonst unvermeidlichen Tod zu entgehen. Allzuviel hitziges Getränke, Wein, Branntwein und dergleichen, ist höchst schädlich, weil es zum Schlaf reizt. Zerriebenes Brod, mit Kümmel, Anis oder Zimmt, auch etwas Zucker gemischt und mit Branntwein genetzt, ist gut für Wanderer in der Kälte; aber grobe harte Kost, als Klöse, Geräuchertes u. s. w. ist sowohl vor als auf dem Weg im Winter nützlich und wenn man die Glieder mit Talg oder Oel reibt, Nase und Lippen mit Bier wäscht, in welches vorher heisser Talg oder Oel getröpfelt worden, oder die Glieder, Hände und Füsse mit Löschpapier umwickelt, so hat man sich auch einigermassen vor Frost gesichert.

22. Mittel wider die Darmgicht der Pferde.

Man lasse zwey Nössel Milch kochen, werfe einen großen Fingerhut voll gebranntes altes Schuhleder darein und gebe es dem Pferd durch einen Trichter zu saufen. Man bedecke das Pferd wohl, mache ihm eine gute Streu und so viel Raum, daß es sich nach Gefallen ausdehnen kann. Das Pferd wird heftig angegriffen, alle Glieder erstarren, aber in zwey Stunden wird es völlig besser.

23. Hausmittel wider den heftigen Husten der Kinder.

Reines Baumöl, in welches fein gestossener Zucker gemischt wird und dem Kind in einem Kaffeelöffelchen eingegeben, ist wider den heftigen Husten der Kinder ein erprobtes Mittel.

24. Den Ulmen und Ahornbrettern die Mahagonifarbe zu geben.

Die Bretter werden zuerst mit Scheidewasser benetzt, darauf nimmt man ein halb Loth gepulvertes Drachenblut, ein Viertelloth dergleichen wilde Ochsenzungen-Wurzel oder Olkanit, ein Achtelloth Aloe und aus diesem zusammen zieht man mit einem viertel Quart starkem Weingeist die Tinktur heraus. Diese streicht man mit einem Schwamm oder weichen Pinsel zwey bis dreymal über die Bretter und läßt sie trocknen.

25. Mittel mit wenigen Kosten die Dächer von Eisenblech von Rost zu bewahren.

Wenn die Luft sowohl, als die Wärme und Kälte das Oel und die Fettigkeit des rothen Anstrichs des Eisens verzehren, so bleibt endlich nur ein rother Schorf übrig, welches die Farbe selbst ist. Diese zieht aus der Luft ein neues Salz an, welches die Verzehrung des Eisens vermehrt. Man bemerkt dies nicht, so lange die rothe, nur ganz dünne Farbe, das Eisen noch etwas überdeckt, in der Folge aber sieht man, daß die in Rost verwandelte Farbe einen Theil des Eisens verzehrt und es äusserst mürbe gemacht hat. Statt dieser schädlichen Farbe streicht man die eisernen Bleche lieber mit Kinruß und einem starken Leinölfirniß, oder statt dessen mit Theer an, welches die Erfahrung an

mehrern Dächern bewährt hat. Zu sechzehnhundert Stücken eisernen Blechs werden erfodert sieben und vierzig und eine halbe Kanne Theer und zwey doppelte Fäßchen Kinruß. Alle Kosten mit Arbeitslohn sind gegen die Kosten des rothen Anstrichs so gering, daß sie noch unter der Hälfte betragen. Man rührt den Theer und Kienruß wohl unter einander und streicht die Bleche, am besten im Frühjahr, mit den gewöhnlichen großen Maalerpinseln von Borsten an.

26. Mittel, ein Feuer schnell zu löschen.

Reine starke Seifensieder Lauge, die ein frischgelegtes Hünerey trägt, oder auch nur trübe Holzaschen Lauge, mit einer gewöhnlichen Feuersprütze ins Feuer gesprützt, ist hier das allerbeste. Man muß von dieser Lauge immer vorräthig haben und damit sie auch bey der strengsten Kälte nicht einfriere, mischt man den dritten oder vierten Theil Kochsalzwasser darunter, wodurch die feuerlöschende Kraft der Lauge noch mehr vermehrt wird. Wie man überhaupt hiebey am besten und sichersten zu Werk gehen kann, davon handelt Doktor Glaser in folgenden Schriften:

1) Feuerlöschproben, oder ausführliche Beschreibung und praktische Vorschläge, wie ein Brandfeuer geschwind zu löschen sey.
2) Abhandlung und Vorschläge, wie die meisten Feuersbrünste verhütet und die entstandenen bald und besser als bisher gelöscht werden können.
3) D. Glasers Beweisgründe, warum die in seiner Schrift: Abhandlung und Vorschläge, wie die meisten Feuersbrünste zu verhüten, angegebenen Mittel viel wirksamer und gewißer sind, als die gewöhnlichen.

27. Die Raub-Bienen zu vertreiben.

Man setze in einem Bienenstock ein wenig Honig in einem Näpflein und mache in das Flugloch ein Hollunderröhrchen, doch so, daß es hinten den Stock nicht berühre, so kriechen die Raubbienen durch dies Röhrchen hinein, können aber nicht mehr herauskriechen und müßen Hunger sterben. Oder man stopft des Abends die Stöcke zu und schmiert Honig um die Fluglöcher. Des andern Tages früh giebt man Achtung, wenn die Raubbienen kommen, das angestrichene Honig zu holen und schlägt sie todt, wenn man sie erhaschen kann. Wenn man dieses Mittel einigemal wiederholt hat, so werden die Raubthiere ganz aus der Gegend vertrieben. Am sichersten kann man die Raubbienen vertreiben, wenn man ihnen Honig, mit Hefen vermischt, vorsetzt, davon sie wegen der Gährung sterben müssen; man hat keine Gefahr, daß die rechten Bienen davon essen, so lang sie Honig im Stock finden.

Die Raupen pflegen auch den Honigstöcken zuzusetzen, diese vertreibt man also: Man setzt den Stock, dem sie zusetzen, auf die Seite und setzt an dessen Stelle einen andern. Von Papier werden Dütchen gemacht, diese steckt man in die Löcher und setzt unten einen Topf voll Wasser hinein, worinn sie ersaufen müßen.

28. Raupen zu vertreiben.

Das zuverläßigste Mittel ist wohl dieses, daß man mit einer Haagscheere die Reiser abschneide, woran Nester sind. Diese Reiser sind so schon verdorben und der Baum trägt alsdann nur vollkommenere Früchte. Wenn die Raupen früh Morgens oder im Regenwetter

beysammen sind, geschiehts am besten. Die, so sich verlaufen, kann man mit einem Rauch von wollenen Lumpen oder Schwefel tödten, daß sie herab fallen; denn der Dampf von Quecksilber und Schwefel tödtet die meisten Insekten, gleichwie der Kampfer, wenn man ihn in die Schränke und Pelzwerk legt, die Motten ganz sicher abhält. Einige zünden auch Schießpulver unter den Bäumen an, wodurch die Raupen sollen vertilgt werden.

29. Wandläuse zu vertreiben.

Ausser dem fleißigen Räuchern mit Schwefel, nimmt man hie und da nicht ohne Nutzen Brasilianischen Pfeffer, kocht denselben im Wasser und beschmiert die Wände und Bettladen damit. Andere rathen dieses als ein gewißes Mittel an: Man soll ein Viertelpfund Quecksilber und ein halbes Pfund Schmeerseifen nehmen und solches in einem verglasten Geschirr wohl unter einander reiben, bis das Quecksilber getödtet ist. Alsdann säubert man den Ort, da die Wandläuse oder Wanzen sich aufhalten, mit einem alten Messer fleißig aus und beschmiert mit dieser Salbe diese Oerter, so wird man viele Jahre Ruhe haben. Wem dies zu kostbar ist, der mag sich folgendes, als eines bewährten Mittels bedienen: Man nimmt ein Loth Weinstein, ein Loth Kupferwasser, ein Loth Alaun und zwey Loth Kampfer, stoßt diese Stücke zu Pulver, thut ein Loth Terpentinöl und für zwey Kreuzer Quecksilber, wie auch ein Pfund Rübenöl dazu, schüttelt dieses wohl unter einander und bestreicht damit die Orte, wo sich die Wanzen aufhalten. Sie sterben nicht allein davon, sondern ihr Saame geht auch zu Grunde. Andere nehmen Vitriolöl, Kinöl, und Biberöl,

jedes für zwey Kreuzer, Baumöl für einen Kreuzer, schwenken solches wohl unter einander und beschmieren damit die Wanzenlöcher. Man preißt auch folgendes Mittel als sehr dienlich an: Vier oder fünf Rindsgallen müssen in einen reinen Topf gethan werden. Man schneidet zwey große Knoblauchshäupter darein, thut dazu zerstossenen Schwefel drey Loth, ferner gießt man dazu drey Loth Baumöl, einen Schoppen scharfen Eßig und läßt es zusammen sieden. Hiemit wird der Ort der Wanzen warm bestrichen und zwar etlichemal, so werden sie davon sterben und sich endlich ganz verlieren. Wer dergleichen Mittel nicht gleich bey der Hand hat, kann sich Hilfe schaffen, wenn er den Ort des Geschmeißes mit dem Saft von faulen Citronen beschmiert. Oder wenn er im Frühjahr etliche Sträuche von Schwarz = oder Schlehendorn, wenn sie in der schönsten Blüthe sind, abbricht, unter das Bettstroh legt und bis auf das andere Jahr liegen läßt, da man ein neues haben und einlegen kann. Dieses Mittel soll das beste seyn, wenn auch alle andere fehl schlagen sollten.

30. Das Gerinnen der Milch zu verhüten.

Wenn man ein Stückgen Canarienzucker in die Milch wirft, so gerinnt sie nicht, man mag sie auf dem Feuer haben so lange man will. Wenn man ein solches Stückgen Zucker in ein Butterfaß wirft, so wird der Rahm nicht zusammen gehen, wenn man gleicht vier Tage hintereinander butterte.

31. Mittel wider Giftdünste.

Reine freye Luft ist gegen alle Giftdünste das sicherste Gegenmittel. Man setze den Menschen,

der durch Dämpfe vergiftet ist, in einen Lehnstuhl, reibe den ganzen Leib mit Wollentüchern, setze ihn in ein warmes Bad und lasse ihm zur Ader. Man kann vergiftet werden durch den Geruch des Bilsenkrauts, des Stechapfels, des Lolchs, Mohnsafts, Safrans, Tobacks, der Oleanderblume, des Hanfs und Leins, sonderlich in der Arbeit des Röstens, des Schierlings, Wüthrichs, der schädlichen Schwämme und des Giftbaums, durch seine betäubende Ausdünstungen. Scharfriechend in verschlossenen Gemächern sind die weissen Lilien, Tuberosen, Bohnenblüthen, das Heu, Muskatellerkraut, die Violen, die Schlangenwurz, die große Wallnuß, der Hollunder, Weinstock, starkes Bier, Branntwein, Ambra, Bisam, Kampfer, Bibergeil u. s. w. die zum Theil berauschende Kräfte bey sich führen. — Erstickende Dünste sind die arsenikalische Mineraldämpfe von Schwefel, Salpeter, Vitriol, die Salzsäuren, der Salmiakgeist, Meerrettig, Senf, Zwiebeln und spanische Fliegen. Betäubend und erstickend zugleich sind die giftigen Dämpfe in verschlossenen Todtengewölbern, in vermaurten Kellern u. s. w.

32. Harte Geschwüre zu erweichen, um sie öffnen und heilen zu können.

Man zerläßt zu gleichen Theilen frische Butter, Schweinschmalz, Schaaftalg und gelbes Wachs, in zwey Theilen Goldglätte und Baumöl, das man mit einer hölzernen Kelle rührt. Kleine Geschwüre erweicht und zeitigt man durch Wegrettich, weisse Lilienblumen und frisches Baumöl, so diese zerschnittene Pflanzen ausgezogen.

33. Verfertigung einer sehr guten Brandsalbe.

Eine Brandsalbe, die den Brandblasen vorbeugt, wenn sie auf der Stelle gebraucht wird, giebt frischer Rindertalg in Nußöl zu einer Salbe zerlassen. Oder man lasse ausgeschmelztes Schweinfett warm und tropfenweis auf Lorbeerblätter fallen und binde diese auf. Wenn sich bereits Brandblasen zeigen, so rühre man unter geschmolzenes Wachs frisches Baumöl und das unter der Asche gebrannte Gelbe von zwey Eyern, um solches als Salbe kalt aufzulegen, indem man sie auf Leinwandschabsel streicht, bis die heilende Rinde abfällt.

34. Das englische Wundpflaster zu machen.

Man gebraucht hiezu Hausenblase. Wenn diese zerschnitten zwölf Stunden in heissem Wasser erweicht, bey gelindem Feuer aufgelöst und durch Leinwand geseihet worden ist, so spanne man schwarzen Taffet an zwey Säumen in einen Rahmen ein, bestreiche den Taffet mit einem Pinsel mit der Auflösung, lasse diese trocknen, wiederhole den Anstrich etlichemal und überfahre denselben noch zweymal mit Peruvianischem Balsam. Endlich zerschneide man das Pflaster zu Streifen und Rollen.

35. Einen wohlfeilen Wundbalsam zu verfertigen.

Wenn man unter zwey Pfund des besten Baumöls zwey Pfund zerstossenen Zucker, mit einem Spatel, in einem irdenen Gefässe, auf gelindem Feuer mischt, so entsteht dadurch ein sehr wohlfeiler Wundbalsam. Zeigen sich Blasen über dem Oel, so verstärke man das Feuer, bis sich die Blasen braun und endlich roth färben, während des Umrührens. Man streiche

diesen Balsam warm auf die mit warmem Wein ausgewaschene frische Wunde, indem man ein Bäuschlein damit befeuchtet, um Wunden, Quetschungen und Prellschüsse damit zu heilen.

36. Mittel wider die fallende Sucht.

Drey Tropfen von dem Dippelschen Thieröle, in wenig Krebssteinpulver genommen, sollen in dieser Krankheit sehr wirksam seyn.

37. Wider die schleimige Engbrüstigkeit.

Man koche zwey Hände voll Gundelreben mit einer Hand voll Frauenhaar (ein Kraut) im Wasser bis auf den dritten Theil ein, seihe das ausgepreßte durch, mische vier Loth Honig dazu, lasse es noch ein wenig zu einem Syrup einsieden, nehme Morgens und Abends ein paar Löffel voll ein und trinke den Tag über einen Thee von Fliederblumen.

38. Mittel wider die Verblutung bey durchschnittenen Adern.

Im August oder September sammle man von alten astlosen Eichstämmen den trockenen Feuerschwamm, schäle die harte weisse Rinde von aussen ab und trenne das weiche Lederartige von der fasrigen Substanz. Das Leder wird mit einem Hammer weich geklopft, so, daß es zwischen den Fingern zu zerreissen anfangen will. Von diesem Leder wird ein Stück von der innern Seite auf das zerschnittene Blutgefäß und ein noch größeres darüber mit einem Verband befestiget. Eine verletzte Pulsader müßte man noch einige Tage von etlichen Personen unaufhörlich drücken lassen, bis das Blut zu einem

harten Pfropf geworden, der den Schlägen der Ader zu widerstehen vermag.

39. Mittel gegen die Krebsschäden.

Krebsschäden rühren gemeiniglich von verhärteten Drüsen her. Man verordnet dagegen verdünnende Diät, Holztränke, durch Myrrhenessenz und Spießglas-Tinktur geschärft, Pillen von Aloe zur Abführung. Zu dem äußerlichen Umschlag dient eine dicke Lage von gelben und auf dem Reibeisen geriebenen Mohrrüben, die auf einem Teller erwärmt worden und mit warmer weicher Leinwand bedeckt, wenn das Geschwür, mittelst eines Pinsels von alter zerfaserter Leinwand, mit der Absude von großem stinkendem Schierling warm bestrichen worden ist.

40. Wider die Hüneraugen.

Die Hüneraugen sind eine Folge von dem Druck enger Schuhe. Man bratet Knoblauch in heißer Asche und legt es gegen die Nacht mit einer weichen Leinenbinde auf. In zwey Tagen löst sich die harte Schale ab und nach dieser Zeit setzt man den Fuß in warmes Wasser. Dieser Umschlag muß täglich dreymal erneuert werden.

41. Wider die Frostbeulen.

Dawider sind warme Schuhe und warm eingeriebener Hirschtalg, oder Gänsefett Branntwein in Kampfer und damit benetztes, Löschpapapier bekannte Mittel. Alte Frostbeulen vergehen, wenn man sie mit Steinöl in weissem Lilienöl öfters reibt und weiche Handschuh von Leder Tag und Nacht trägt. Erfrorne Füsse werden in einem warmen Aufguß von welken Rüben täglich erwärmt. Vorzüglich dient hier

der Dampf vom warmen Eßig und die Handschuhe und nach der Welkung und Heilung das Waschen mit Kampfer Branntwein in lauem Wasser. Eine wohlfeile Frostsalbe bekommt man, wenn man eine zerschnittene Heringsmilch in einem halben Loth Butter röstet, durch Leinwand preßt und auf Leder warm überlegt.

42. Mittel wider Schlangen und Natternbiß.

Man muß sogleich die gebissene Stelle unterbinden, damit das Gift nicht in den Leib eindringe, die Wunde aussaugen, oder sie mit heißem Eisen brennen. Geschwinder hilft man sich, wenn man auf der Wunde Schießpulver anzündet, damit die gebundene Stelle eitert. So wurde ein Krebsschaden geheilt, indem man den breitern Theil einer Papierdüte, die in Weingeist eingetaucht war, bis zum spitzigen Ende herab brennen ließ.

43. Wider die Fußverrenkung.

Wer einen Fuß verrenkt, setze denselben sogleich in kaltes Wasser und nachher lege man Kampfergeist auf und lasse das Glied eine Weile auf dem Stuhl ruhen.

44. Wider den Fingerwurm.

Der Fingerwurm unter dem Nagel, oder im Gelenke der Finger, kann im Anfang, wenn man den schmerzhaften Theil eine Weile und oft in heißes Wasser eintaucht, zertheilt werden. Warzen vergehen, wenn man sie oft mit einer zerschnittenen rothen Hauszwiebel reibt, oder mit der Federfahne, die in Scheidwasser eingetaucht worden ist, nachdem man die Warze mit einem Wachsrande eingeschlossen hat, einigemal bestreicht.

45. Mittel in Augenkrankheiten.

In blöden und von Schleimtheilchen in den Augensäften dunkeln Augen wäscht man dieselben in einem aus einem Quenichen Zuckerkand und eben so viel Leberaloe, mit acht Unzen Brunnenwasser, das man halb einkochen läßt, gemachten Augenwasser. Bey allen Augenkrankheiten reize man die Augen nicht durch farbige, vielweniger Baumwollene Tücher, wenn sie thränen oder schmerzen, sondern bediene sich eines weichgeriebenen reinen Leinentuchs, am wenigsten bringe man die mit Schmutz und den Schärfen des Schnittes versehenen Fingernägel an die Augen.

In roth entzündeten, thränenden Augen bediene man sich eines Augenwassers von zwey Skruppel weissen Vitriol und einem halben Quentchen Mutternelken, nebst einigen kleinen Rosinen. Wenn man mit diesem Wasser befeuchtete Lumpen, sonderlich liegend, aufs Auge legt, so ist die Entzündung in drey Tagen gehoben.

Auch klares kaltes Brunnenwasser, in welchem man einen leinenen Lumpen anfeuchtet, und denselben, so oft er trocken geworden, wieder frisch gefeuchtet über das Auge legt, thut herrliche Dienste.

46. Mittel wider die Herbstruhr.

In der Herbstruhr, die im August und September eintritt, lüfte man den Leib nicht, vermeide unnöthige Erhitzung und kühle Getränke. Bey Anfang der Durchfälle nehme eine erwachsene Person ein halbes Quentchen Rhabarber und trage Tag und Nacht ein Stück Flanel auf dem bloßen Leibe, auch trinke man eine Menge verschlagenes Gerstenwasser. Die Füsse werden

warm gehalten. Wenn sich das Entzündungsfieber anmeldet, so nehme man das Schakarillenpulver in Fliedermuß, im Getränke löse man viel Kirschgummi auf und man sieht nebst den Klistiren von Gerstenwasser und Gartenpappeln das Pulver von der Hipecacuana zu fünf und dreyßig bis fünfzig Gran, als ein sehr wirksames Mittel wider die Ruhr an, nachdem man ein Brechweinstein Pulver von sechs Gran und die Rhabarber voran gehen lassen und sonderlich den Unterleib warm gehalten hat.

47. Wider den Bluthusten.

Man bedient sich in einigen Ländern dagegen mit gutem Erfolg eines Aufgusses von der Wurzel der welschen Bibernelle. Diese Pflanze enthält einen zusammenziehenden Saft und daher ist sie auch in Blutflüssen und der rothen Ruhr nützlich.

48. Mittel gegen den Wespenstich.

Im Augenblicke, da die Wespe sticht, lasse man einige Tropfen Weinstein-Oel auf die Wunde fallen. Augenblicklich wird die Inflammation zurück gehalten und Geschwulst und Schmerz vertrieben. Da man dieses Oel in allen Apothecken findet, so sollte man nie aufs Land gehen, ohne ein Fläschgen von demselben angefüllt mit sich in der Tasche zu tragen.

49. Böse Brüste der Schwangern, Säugenden und Entwöhnenden zu heilen.

Man nimmt ein Loth Regenwürmer Oel, ein Loth gelb Violenöl, ein Loth weiß Lilienöl, ein Loth Wullblumenöl, ein Loth Rosenöl, vier Loth gelb Jungfernwachs, drey Loth Hirschunschlitt

und ein Loth Wallrath. Man läßt erstlich Wachs und Unschlitt in einem Stollhafen über dem Feuer vergehen, hernach gießt man die Oele hinzu und läßt alles zusammen ein wenig kochen. Wenn es nicht mehr zu heiß ist, thut man den Wallrath vollends hinzu, daß er noch schmelzen kann.

50. Ohrenschmerzen zu vertreiben.

Wider diese empfindliche Schmerzen braucht man verschiedene Mittel. Die folgenden werden als besonders wirksam gerühmt. Man feuchte eine Baumwolle mit zwey oder drey Tropfen gutem Schwefelöl und stecke es etliche Morgen ins Ohr. Oder man mischt ein Quentlein Scorpionöl und ein halbes Quentlein süß Mandelöl untereinander, läßt davon etliche Tropfen in das schmerzende Ohr fallen und legt sich dann eine Stunde auf das gute Ohr nieder.

Das Ohrenklingen und Sausen macht auch eine sehr unangenehme Empfindung. Man nimmt dagegen ein Kreuzerbrod, worinnen Wachholderbeere gebacken sind. Dieses schneidet man halb warm von einander, gießt auf beyde inwendige Theile starken Branntwein, hält solches so warm als man es leiden kann, eine gute Weile an beyde Ohren und deckt das Haupt wohl zu, daß es schwitze, wiederholt es etlichemal, so wird der Schmerz aufhören.

Oder man siedet Lorbeerblätter in Wein und läßt durch einen Trichter den Dampf in die Ohren gehen. Manchsmal ist auch der Genuß reiner und temperirter Luft das beste.

51. Den Kindern die Würmer zu vertreiben.

Man nimmt rohe Zwiebel, schneidet sie klein, gießt frisch Wasser daran und läßt sie über

Nacht stehen. Hernach versüßt man es und giebt den Kindern davon zu trinken. Man siedet auch manchsmal mit Nutzen die Zwiebel in Milch ab und legt sie als ein Pflaster über den Nabel.

52. Bewährtes Mittel wider blinde Augen.

In ein hartgekochtes, durchgeschnittenes Ey legt man ein Stück Salmiak, das man nach der Auflösung, mit allem übrigen wieder untereinander quetscht, durch eine Leinwand preßt und den grünlichen Saft des Tages etlichemal in die Augen streicht.

Dieses Mittel soll bey verschiedenen Blinden von sehr gutem Erfolg gewesen seyn.

53. Mittel wider die Zahnschmerzen.

Man nehme sechs Gran Canarienzucker, vier Gran weissen Pfeffer und drey Gran ordinaires Siedsalz. Jedes von diesen drey Stücken wird erst einzeln aufs feinste zerstossen; sodann nimmt man eine Kohlpfanne mit glühenden, aber nicht dampfenden Kohlen, auf die man einen silber- oder auch blechenen Löffel legt, und denselben ziemlich heiß werden läßt. Wenn dies geschehen ist, so schüttet man zuerst den Zucker in den heissen Löffel und läßt ihn durch die Hitze des Feuers auflösen, rührt ihn aber etwas um, bis er eine braune Farbe annimmt. Sogleich wird der zerstossene weisse Pfeffer nachgeschüttet und in einer halben Minute darauf das Salz. Alles dieses wird wohl unter einander gerührt, der Löffel vom Feuer genommen und alsdann ohne Zeitverlust, weil sonst die Masse hart wird, mit den Fingern, die zuvor in laulicht Wasser eingetaucht werden, kleine runde Kügelchen, etwa wie die größten Erbsen oder Pillen, daraus

formirt. Von diesen Zahnkügelchen legt man eins oder zwey, auch drey, hintereinander auf den schmerzhaften Zahn, läßt sie darauf verschmelzen und indem man dabey den Kopf auf den Tisch legt, die schleimige Feuchtigkeit herauslaufen; denn diese ist meistens der Grund von Zahnschmerzen und in weniger als einer Viertelstunde ist der Schmerz gestillt.

54. Mittel gegen die Erstickung vom Kohlendampf.

Thiere, die in diesem Dampf sind, bezeugen sich unruhig, belecken ihre Schnauze und Füsse, werden traurig, schwach, betäubt, lassen den Kopf hängen, indem sie stehen oder sitzen. Menschen empfinden von diesen Dämpfen Kopfweh, schmerzhafte Spannungen im Kopf, es folgt Eckel und Erbrechen, sie legen sich nieder und scheinen langsam einzuschlafen. Bald darauf stehen die Thiere wieder von ihrem Lager auf, erregen ein schmerzhaftes Geschrey, sie suchen davon zu fliehen und würden durch das Fensterglas springen, wenn man sie nicht angebunden hätte. Endlich werfen sie sich auf die Erde und bleiben liegen. Nun folgen Zuckungen und ein Zittern an allen Gliedern, sie erbrechen sich, harnen, leeren den Darm aus, seufzen und der schwere Athem steigt in Gestalt eines Nebels aus dem Rachen. Endlich vergeht die Kraft des Einathmens und das Thier stirbt mit Convulsionen, offenem Mund und ausgestreckter Zunge. In diesem Uebel hilft kein Aderlassen, aber wohl die frische Luft und man muß dem unglücklichen Menschen oder Thier nicht nur öfters kaltes Wasser ins Gesicht sprengen, sondern auch seinen ganzen Leib damit übergießen. Man hal-

te ihm auch Salmiakgeist mit Eßig unter die Nase, giesse Weineßig auf einen heissen Ziegel und lasse den Kranken Eßigwasser mit Honig trinken.

55. Linderungsmittel in der blinden, schmerzhaften goldenen Ader.

Das Kraut der Schafgarbe wird in Wasser zu einem wohlgesättigten Trank gekocht und dieser wiederholte Tränk lindert die Schmerzen sehr, ob er gleich keine gründliche Heilung bewirkt. Aeusserlich aber dienen gequetschte Hollunderblätter, die man aufbindet. In deren Ermanglung bedient man sich der getrockneten und gepulverten Schafgarbe, die man mit zerriebenen Schneckenschaalen und Leinöl zur Salbe macht. Dieses Mittel verschafft eine dauerhafte und geschwinde Linderung.

56. Mittel bey Entzündungen des Halses.

Salvey, Kamillen zu gleichen Theilen in Essig gekocht, dann Salpeterkuchen, Salmiak und Rosenhonig zugesetzt, dient als ein sehr gutes Gurgelwasser. Ist aber die Halsentzündung die Bräune selbst, so macht man das Gurgelwasser aus einer halben Kanne Rosenwasser, halb so viel Ungarisch Wasser, drey Quentchen Bleyzucker, ein halbes Quentchen Kampfer mit Zucker abgerieben und mit drey Unzen Rosenhonig gemischt. Soll dies Mittel schnell helfen, so muß man nebst dessen Gebrauch im Nacken und im Halse ein spanisch Fliegen Pflaster auflegen.

57. Mittel in Brandschäden.

Wenn man sich nur leicht gebrannt hat, so daß nicht einmal das Oberhäutchen vom Glied

getrennt ist, so halte man den verbrannten Theil so lange ans Feuer, bis der Schmerz nachläßt. Hierauf bestreicht man die Stelle mit Säure oder Oel. Bey verbrannten Augen dient Mandel- oder Lilienöl, mit sehr wenigem Kampfer abgerieben, wenn man dann und wann zwey Tropfen in den großen Augenwinkel des verletzten Auges fallen läßt. — Hat man siedende Brühen oder heisse Speisen verschluckt, so hilft ein Trank von einem Theil Kalkwasser, Quittenschleim und drey Theil Molken, nachdem man gleich nach der Verbrennung frisches Baumöl getrunken hat. Wenn man sich z. E. mit heißem Leinöl beschädigt hätte, so dient Aderlassen, Abführung und folgende Salbe, aus einem Theil gelöschten Kalk, drey Theilen Leinöl und zwey Theilen Quittenschleim. Die Vereiterung erfolgt, wenn man diesen Umschlag macht: Pappelkraut, Krausemünze, von jedem eine Unze, ein Loth römische Kamillen, drey Unzen Leinsamen in Milch gekocht und Rosenhonig dazu gesetzt. Nach der Eiterung beschleunigt das Bleywasser die Genesung.

58. Mittel wider die Krätze.

Oft ist die Krätze das Ende einer schweren Krankheit und da muß man sie eher befördern, als aufhalten. Sonst heilt man sie durch Laxiermittel und Blutreinigungstränke mit etwas Vitriolgeist. Die Erfahrung hat es bewährt, daß ein warmes Bad von Salzwasser in einer warmen Stube, und darauf ein warmes Bett die Krätze austrocket.

59. Mittel in Fistelschäden.

Fistelschäden sind kleine Geschwüre mit hohlen Gängen und vieler wässerigen Materie. Die Ursache ist verhaltener Eiter im Grund eines Geschwürs,

oder Knochen und Sehnenschade. Die Kur macht eine Ausführung, der Aufschnitt der Hohlwege, ihre Reinigung und ausheilende Salben.

60. Mittel in Flüssen.

Diese Krankheiten zeigen sich vornehmlich im Herbst und Frühling, mit Schmerz an den Fleischtheilen. Ihre Ursache sind Vollblütigkeit und zähes Blut. Eine einzelne Stelle zertheilt sich durch das Reiben, durch aufgelegte gewäschte Leinwand, Schweißmittel oder Abführung. Die Gicht ist ein Gelenkschmerz von scharfem Blut, hitzigem Getränk, sitzender Lebensart und öfterm Beyschlaf. Nach der Abführung und bey guter Diät wird kaltes Bad heilsam, da dies die geschwächten Nerven stärkt und das Bleywasser den Schmerz mildert. Man muß aber eine Aderlässe und Abführung vorangehen lassen und den leidenden Theil in Wachstaffet einwickeln, nachdem man neben der leidenden Stelle ein Zugpflaster von spanischen Fliegen gelegt hat. Ein Bad von Branntweinspülig wirkt warm vortreflich. Zuletzt folgt nach der Genesung ein kaltes Bad mit glühenden Eisenschlacken, um die Theile zu stärken.

61. Eine Salbe zu verfertigen, um den Haarwuchs zu befördern.

Man brate Hundszungenkraut in Schweinschmalz und drücke es durch Leinwand. Von dieser Masse mische man vier Loth unter ein Loth Honigöl. Mit dieser Salbe wird die Stelle eingerieben und die Haare wachsen in einer Zeit von vierzehn Tagen.

62. Blindgebohrne schreiben zu lehren.

Man grabe mit einem Griffel in eine mit Wachs bezogene Tafel die Buchstaben des Alphabets. Diese Züge ist vermöge seiner stärkern Phantasie der Blindgebohrne bald mit den Fingerballen nachzuzeichnen im Stande. Er lernt im Wachs Schriften lesen und sie mit Dinte aufs Papier zu bringen.

63. Den Flachs wie Baumwolle zuzurichten.

Man lege hundert Pfund von einem rein gehaltenen Flachse, in mittelmäßigen Bündeln in wohlgesättigtes Salzwasser, (das ist in ein solches, worinn sich kein Salz mehr auflöst, sondern am Boden sitzen bleibt) oder Meerwasser, wenn dazu Gelegenheit da ist, und lasse den Flachs darinn vier und zwanzig Stunden beizen. In der Zwischenzeit verfertige man eine starke Lauge, von gleichen Theilen ungelöschtem Kalk und Buchenasche, nach der gewöhnlichen Art. Diese seihe man durch ziemlich dickes Tuch. Wenn nun der Flachs im Flußwasser von allem Salz befreyt worden und in einen eisernen Kessel gelegt ist, der nur halb damit angefüllt werden darf, so daß sich unter dem Flachs ein grobes Tuch befindet, damit er nicht anbrennt, so gießt man die Lauge auf und kocht den Flachs drey Tage lang bey einem kleinen, dann und wann unterhaltenen Feuer. Nach diesem muß er wieder im Flußwasser ausgespühlt werden und auf diese Art erhält man einen Flachs, der so weich wie Seide ist. Eine schwächere Lauge, worinn man ihn sodann noch einen Tag siedet, macht ihn vollends gelinde. Nun wäscht man ihn wieder, trocknet ihn im Schatten, zieht ihn gerade aus bleicht ihn auf der Wiese, begießt ihn fleißig und wendet ihn um. Nach vierzehn Tagen wird er schneeweiß seyn. Nun läßt man ihn mit Baum-

wollenkämmen, die mit Oel befeuchtet seyn müssen, zu dünnen Blättern kämmen.

Um nun auch dieser neuen Baumwolle die Schnellkraft der wahren Wolle mitzutheilen, so bringe man sie, nachdem die Blätter über glatte, zwey Zoll dicke und zwey Schuh lange Walzen von Holz fest gerollt und mit Papier bewickelt sind, in einen nicht zu heißen Backofen, damit die Fäden nicht versengt werden. Nach Verlauf einer halben Stunde nimmt man den Flachs wieder von den Walzen ab, um ihn unter den feinsten Baumwollenkämmen zu kratzen und zu den letzten Blättern streichen zu lassen. Von hundert Pfund Flachs werden neunzig Pfund Wolle gewonnen. An Orten, wo das Holz zur Feurung in geringem Preise steht und der Flachs selbst gebaut wird, kann diese Arbeit mit vielem Nutzen getrieben werden und da jährlich Millionen für Baumwolle aus Deutschland gehen, so wäre es wohl der Mühe werth, daß man auf diese Art sie zu verfertigen dächte.

64. Aechtes türkisches Garn zu färben.

Man übergieße vier Loth gesponnenes Baumwollen Garn mit Fischthran und lasse es damit getränkt vierzehn Tage lang in einem irdenen Gefäß stehen. Während dieser Zeit drücke man es, ohne die Fäden zu verzerren, öfters zusammen. Nach Verlauf der vorgeschriebenen Zeit presse man das Fett aus. Hierauf bringe man das Garn in vier Loth spanische Sode und Wasser, oder statt dessen in frischen Urin. Man wird sogleich bemerken, daß diese Brühe davon milchig wird und wie Seifenwasser anzusehen ist, indem man das Garn in der zugesetzten Lauge eine Viertelstunde siedet. Und nunmehr wasche man das herausgenommene Garn, so lange, als es noch milchicht ist, im kalten Wasser aus.

Hierauf setze man eine Brühe von einem Loth Alaun, von einem halben Loth Schmack und eben so viel zerstossenen Galläpfeln an, die man in Wasser ausgekocht hat und dieses ist die Beize für die Baumwolle. Wenn diese vorher noch durchgeseihte Brühe im sieden begriffen ist, so legt man das Garn ein und wendet es während des Siedens eine Stunde lang im Kessel. Endlich läßt man alles kalt werden und das Garn bleibt in der Brühe zwölf Stunden lang liegen. Man trocknet es im Schatten und auf Stäben und spühlt es den folgenden Tag im Wasser rein aus.

Nun werfe man ein Loth zerschnittener und zerstossener Krappwurzeln in heisses Wasser und lasse es sieden; man verhüte aber das Anhängen des Pulvers an das Garn und diese Absicht erreicht man leicht dadurch, daß man das Pulver in einem Leinensäckgen in den Kessel einhängt. In diese Brühe wird nun die ausgespühlte Baumwolle noch feucht gebracht und man läßt sie darinn zehn Minuten lang schwach sieden und hierauf kalt werden. Man hänge nun das Garn, das noch einen Theil Brühe in sich hat, an die Luft, bis es trocken geworden und dann spühle man es im Wasser. Man erhält ein lebhaft rothes türkisches Garn, das alle Proben des ächten türkischen aushält und man kann es durch kochendes Seifenwasser prüfen. In kalter Aschenlauge wird die Röthe noch etwas lebhafter und wenn man das Garn drey Wochen lang in die Sonne und Luft hängt, wird man doch finden, daß es nicht im geringsten blaß wird.

65. Ein Mittel die Strohdächer feuerfest zu machen.

Dazu ist der gewöhnliche Lehm geschickt, womit man die Lehmwände setzt, wenn man denselben vor

dem Gebrauch an einem trockenen Ort, der vom Regen nicht getroffen werden kann, aufbewahrt, trocken erhält, und etlichemal durcheinander arbeitet. Ein Dach von dreyßig Fuß in der Länge und zwanzig Fuß in der Höhe, erfodert drey und ein halbes Fuder Lehm. Ausserdem lasse man in einem grossen Kessel heissen Wassers einige Pfund Alaun vergehen. Diese Salzauflösung gieße man auch nach und nach unter den trockenen Lehm, den man gut durcheinander treten und zu einem dicken Brey machen läßt.

Wenn nun der Strohdecker das Dach völlig mit Stroh gedeckt hat, so trägt man den zubereiteten Lehm von Stelle zu Stelle auf das Stroh und streicht denselben mit einem Streichbrette fest in das Stroh ein, so, daß das Stroh wieder zum Vorschein kommt. Vermittelst des Alauns wird der Lehm an der Luft endlich so hart, daß ihn der Regen nicht abzuwaschen vermag, und indem sich das Salz durch das ganze Strohdach zieht, so widersteht das Stroh selbst nebst dem Lehm dem Feuer dergestalt, daß dieses keine Flamme mehr fangen kann. Ein dergleichen feuerfestes Dach besteht auch wenigstens dreymal länger, als ein gewöhnliches Strohdach und ist im Winter wärmer, da der Wind und die Vögel das Stroh nicht verzerren können.

Selbst die Strohpuppen werden durch das Alaunwasser unter den Ziegeldächern feuerfest, wen man sie vorher einige Stunden darein legt und abtrocknet. Das Stroh wird dadurch vor der Fäulniß geschützt, der modrige Bodengeruch verhütet, und die Flamme von den Sparren abgehalten. Endlich fangen die Hölzer, die man unter die Dachziegel legt, keine Flamme, wenn man sie eine Woche lang in Alaunwasser legt und trocknet.

66. Hüner und Gänse geschwind zu mästen.

Man nimmt der Bruthenne die ausgekrochenen Hünchen und legt dagegen andere Eyer an ihre Stelle. Die Bruthenne fährt zu brüten fort und man füttert die jungen Hünchen, welche man an einem warmen Ort erhält, mit hart gekochten, kleingehackten Eyern, worunter man etwas Brod mischt. Nach Verlauf von vierzehn Tagen wirft man ihnen ein Gemensel von Hafermehl und Theriak, das zu einem körnichten Teig gemacht worden ist, als Futter vor. Die Hünchen finden daran so viel Geschmack, daß sie nicht nur begierig davon essen, sondern auch dergestalt davon zunehmen, daß sie innerhalb zwey Monaten das völlige Wachsthum eines Hahns erreichen und auch überflüßiges Fett aussetzen.

Die Gänse, die man mästen will, bindet man einzeln in leinene Tücher, läßt ihnen blos Hals und Kopf frey und dann hängt man sie an einen finstern Ort, nachdem man ihnen die Ohreu mit Wachs verstopft hat, damit sie weder hören noch sehen und folglich keine Gelegenheit haben, sich zu bewegen, oder zu schreyen. In diesem Zustand nudelt man sie täglich dreymal, füttert sie mit Gerstenschrote und setzt ihnen beständig ein mit Wasser und Sand angefülltes Gefäß zur Seite. Eine so behandelte Gans wird so fett, daß ihre Leber vier Pfunde wiegt.

67. Mittel das Korn lang aufzubewahren.

Dies kann geschehen in einem Kornhaus, wo die Fenster der Morgen- und Abendseite fest zugehalten werden, um den Eindruck der feuchten und warmen Winde abzuhalten. Die Ausdiehlung desselben muß gut seyn und mit der Brühe abgekochter wilder Gurken bestrichen werden. Be-

sonders aber ist öftere Umarbeitung der aufgeschütteten Haufen, die man in den ersten sechs Monaten alle Tage vornehmen muß, um die Ausdünstung des Getreides zu zerstreuen und frische Luft hinein zu bringen. Endlich läßt man die Haufen mit einer tüchtigen Decke, oder Rinde, überziehen. So bleiben die Haufen lange Jahre gut, besonders wenn die Luft in der Nachbarschaft trocken ist.

68. Die Kornärndte einträglicher zu machen.

Ohne Zweifel würde das Umwechseln des Saatkorns, von besserm Boden, die Erndte ergiebiger machen, als der beste Dünger.

69. Den Reif und Frost zur Blüthenzeit von Weinstöcken und Obstbäumen abzuhalten.

In Ungarn hat man die Gewohnheit, um die Weinstöcke herum einen Graben zu ziehen, wohin man alles Laub zusammen bringt. Wenn nun der Winzer im Maymonat Reif und Kälte wahrnimmt, so bemerkt er die Gegend, wo der Wind herkommt und dann zündet man mit Stroh das alte Laub und die Reiser im Graben von der Windseite an und der Wind muß den Rauch gegen den bereiften Weinstock, oder Obstbaum, treiben, und mit Hilfe der Sonne den Reif austrocknen.

70. Mittel gegen das Werfen der Bretter.

Bretter krümmen sich an der Luft, so daß sich die beyden Rindenenden hervorbegeben und der Kern zurücktritt. Man schneide also die Bretter eines Plankenzauns, oder andern Verschlags der Länge nach mitten durch den Kern von einander, schiebe solche im Bau in spitzwinkligen Spunden auf einander, so daß allzeit die Rindseite mit der Kernseite abwechsle und befestige jedes Brett an den Enden und in der Mitte mit Nägeln an den Pfeilern, so wird die falsche Krümmung aufgehoben werden.

Anhang. Die Hausapotheke.

Es sind im vorhergehenden dem Bürger und Landmann mancherley geprüfte und bewährte Hausmittel an die Hand gegeben worden, ich finde aber doch nöthig, hier noch überhaupt etwas anzufügen. Der Unerfahrene nimmt, besonders wenn er sich den Magen überladen hat, gemeiniglich zuerst seine Zuflucht zu Purganzen, hiezu gehört aber große Vorsichtigkeit und man muß sich derselben ohne Anweisung eines erfahrnen Arztes gar nicht bedienen. Ohnedas sind sie oft nur Mittel, die einen Tag wirken und den andern das Uebel wieder kommen lassen.

In jeder Hausapotheke verdient die Rhabarber eine vorzügliche Stelle. Sie ist das einzige unschädliche Mittel, das bey Durchfällen ohne den geringsten Nachtheil kann empfohlen werden.

Die Menschen werden oft von einem Schrecken plötzlich überfallen, ohne daß sie daran denken, dies kann aber höchst schädlich werden, wenn man nicht gleich Mittel dagegen vorkehrt. Wenn man aus gleichen Theilen von Salpeter, zubereiteten Krebsaugen und einem Mittelsalz ein Pulver in Bereitschaft hat und nach gehabtem Schrecken einen Theelöffel voll in frischem Wasser einnimmt; so kann man vor den bösen Folgen desselben ziemlich sicher seyn. Ein Glas Wasser, worinnen Salpeter, oder auch nur Küchensalz aufgelöst ist, thut ebenfalls gute Dienste.

Hat man sich erzürnt, so muß man sogleich allen Speichel auswerfen, denn der Zorn vergiftet ihn, auch vermeide man Essen und Trinken.

Folgendes Pulver gehört wider den Zorn in die Hausapotheke: Man nimmt sowohl von Krebsaugen als von Perlmutter ein halbes Quentlein, vermischt es mit zwölf Gran reinem Salpe-

ter zu Pulver und nimmt diese Portion mit Brunnenwasser, welche, so lang es nöthig scheint, alle zwey Stunden wiederholt wird. Man kann auch einen Skrupel der besten Rhabarber dazu mischen, dieses Pulver auf einmal nehmen, aber nur etwa des folgenden Morgens wiederholen.

Arzneyen bey Ohnmachten, um die Lebensgeister zu stärken, einen Wundbalsam für leichte Verwundungen, — wenn man nebst den angeführten Mitteln diese in einer Hausapotheke hätte, so wäre man mit dem nöthigsten versehen. Aber hütet euch vor herumziehenden Quacksalbern, Hirten, Scharfrichtern, alten Weibern und andern dieses Gelichters, wie ich schon im Vorbericht erinnert habe. Sie zerstören eure Gesundheit und kosten eurem Beutel mehr, als die angeführten Hausmittel, oder wenn ihr in schweren Fällen die Hilfe des wahren Arzts bey Zeiten sucht.

Register.

A.

Seite.

Ader — goldene — Mittel dafür 244
Ameisen zu vertreiben 211 u. 214
Augen — Mittel wider blinde 242
Augenkrankheiten — Mittel in 239

B.

Baumwolle aus Flachs zu bereiten 247
Bienen (Raub-) zu vertreiben 231
Blindgebohrne schreiben zu lehren 247
Bluthusten — wider den — 240
Brandschäden -- Mittel wider — 244
Brandsalbe zu verfertigen 235
Bretter — gegen das Werfen der — 252
Brod vor Schimmel zu bewahren 222
Brüste — böse — zu heilen 240

D.

Dächer von Eisenblech vor Rost zu bewahren. 229
Darmgicht — wider die — der Pferde 228

E

Eisen vor Rost zu bewahren 221
Engbrüstigkeit — Mittel wider die — 236
Erdflöhe — Mittel wider die — 213
Erfrorne Menschen zu beleben 223
Ertrunkene zu retten 217

F.

Feuer schnell zu löschen 230
Fingerwurm — Mittel gegen den — 238
Fistelschäden — Mittel in — 245
Fliegen — wider die — 216
— — Pferde dafür zu bewahren 223
Flüsse — Mittel wider die — 246
Frostbeulen — gegen die — 237
Fußverrenkung — Mittel dafür 238

G.

Garn — türkisches — zu färben 248
Gänse fett zu machen 251
Geschwüre — harte — zu erweichen 234
Getreid lang aufzubewahren 251
Giftdünste — Mittel gegen — 233
Grundbirnen zu ziehen 211

H.

Haarwuchs zu befördern 246
Halsentzündungen — Mittel in — 244

Seite.
Hanf wie Flachs zu bereiten 214
Herbstruhr — Mittel wider die — 239
Husten — wider den — der Kinder 229
Hüneraugen — wider die — 237
Hüner fett zu machen 251

K.

Kamin — brennendes — leicht zu löschen 215
Kleidermotten — wider die — 216
Kleider — befleckte — zu reinigen 218
Kohlendampf — gegen Erstickung vom — 243
Kornerndte einträglicher zu machen 252
Krätze — Mittel wider die — 245
Krebsschäden — wider die — 237

M.

Mahagonifarbe dem Holz zu geben 229
Maulwürfe zu vertreiben 215
Milch — Blauwerden der — zu verhüten 222
Milch — gegen das Gerinnen der — 233

O.

Obstbäume — unfruchtbare — zu verbessern 217
Oel — dem — seinen übeln Geschmack zu nehmen 213
Ofen — dem Rauchen eines — abzuhelfen 216
Ohrenschmerzen zu vertreiben 241

P.

Pferde — Mittel für erhitzte 223

R.

Raupen zu vertreiben 231
Reif und Frost von den Bäumen zu treiben 252

S.

Schlangen und Natternbiß — Mittel wider 238
Schweine — gegen die Bräune der — 222
Strohdächer feuerfest zu machen 249
Sucht — fallende — Mittel dagegen 236

V.

Verblutung — Mittel wider die — 236

W.

Wanzen zu vertreiben 232
Weinprobe — die 218
Wespenstich — wider den — 240
Wundbalsam zu verfertigen 235
Wundpflaster — das englische — zu machen 235
Würmer den Kindern zu vertreiben 241

Z.

Zahnschmerzen zu vertreiben 242

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Lalw

Wagense

6 1806

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob

Beytrag zur Volksbibliothek

Kempten 1806

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Ldw 859
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266573-1